

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Deutsch im Gymnasium. Von Karl Jentsch	155
Chür an Chür. Von Rose Naunau	164
Nach Friedensschluß. Von Adolf Damajchke	171
Selbstkannzeigen. Von Johannes Schiap und Eugen Diederichs	179
Handelswünsche. Von Eaden	182

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Allgemeine Anzeigen-Annahme
der Wechenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirstein,
Berlin SW 68, Markgrafstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentrum 30 899 u. 10 810.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,
an der Gertraudenstrasse

Gegr. 1875.

vermitteln den Kauf aller Werte,
die durch die neue Verbindung **Berlin - Konstantinopel** Beachtung verdienen.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1869

Tel. Zentr. 3005, 3004, 11335.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittlung von Hypotheken und Grundstücken.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samosbank

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steingplatz 9631-1665.

Stahlkammer mit Safesanlage.

An- und Verkauf aller notierten und nicht notierten

Telephon 1724.

Wertpapiere im freien Verkehr.

Telephon 1724.

Nussbaum & Rothschild, Magdeburg, Bankgeschäft.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin — Darmstadt

Breslau Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S. Hamburg
Hannover Leipzig Mainz Mannheim München
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. Wiesbaden

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte



Berlin, den 4. März 1916.

Deutsch im Gymnasium.

Deutsch soll das beherrschende Centrum des Gymnasialunterrichts sein: Das wird jetzt noch stürmischer gefordert als schon lange vor dem Krieg. Meint man damit, nach den deutschen Aufsätzen des Primaners (nach allen, nicht nach einer Prüfungsarbeit) soll der Grad der Bildung abgeschätzt werden, den er erlangt hat, so haben verständige Schulmänner wohl immer diese Forderung erfüllt. Meint man dagegen, der deutsche Unterricht solle in der Stundenzahl mit den alten Sprachen konkurrieren oder sie gar überbieten, so frage ich nur: Womit will man denn die vielen deutschen Stunden totschlagen? Mit Grammatik? Ich schätze Wustmann sehr hoch, aber die Sprachdummheiten, die er bekämpft, haben andere Ursachen als Unkenntnis der deutschen Grammatik. (Eine davon denunziere ich auf Seite 67 der Brochure „Neue Ziele, neue Wege“). Grammatik ist Anatomie der Sprache; seziren aber soll man nur Leichname, also tote Sprachen. Als Alexandriner die griechische Grammatik begründeten, hatte das Griechenvolk keinen großen Dichter mehr. Ich habe weder in der Volksschule noch auf dem Gymnasium Etwas von deutscher Grammatik vernommen; und doch wurde mein Stil immer gelobt. Als ich dann im Mannesalter durch mein Amt genöthigt wurde, mich damit zu befassen, war die Wirkung davon längere Zeit hindurch: Unsicherheit im Ausdruck. Die beste Uebung im Stil ist das Uebersetzen aus fremden Sprachen. Die logische Schulung durch diese Arbeit wurde bei uns vervollständigt durch die philosophische Propädeutik, die in der Form von Disputationen mit unserem Lehrer, dem vor-

trefflichen Direktor Schöber, vertiefen, dem ich wohl zu danken habe, daß ich ein kritischer Rader geworden bin. Dieser Tage las ich, Logik und Psychologie seien vom Stundenplan gestrichen worden; ich denke mir, die Herren im Kultusministerium mögen sich mit der heutigen Psychologie ohne Psyche keinen Rath wissen. Uebrigens ist ja jede Unterrichtsstunde eine deutsche Stunde, und wird darin von Lehrern und Schülern gutes Deutsch gesprochen, so erscheint neben dieser täglichen vier- bis sechsständigen Uebung ein besonderer deutscher Unterricht zur Vervollkommnung in der Muttersprache überflüssig.

Dieser kann also nur den Zweck haben, in die deutsche Literatur einzuführen; und da müßten wir nun weiter fragen: Will man vier oder sechs deutsche Stunden mit Literaturgeschichte ausfüllen? Als Einführung genügt ein kurzer Abriß mit etlichen Proben; eine ausführliche Literaturgeschichte würde ohne eine das mögliche Maß weit überschreitende Lecture nur eine Anhäufung toter Namen und trockener biographischer und literarischer Notizen sein. Oder will man Gedichte und Dramen zerfasern und dadurch den Schülern die deutsche Literatur verfeinern?*) Ein Sechzehnjähriger, der zur „Glocke“ und zum „Tell“ eines Kommentars bedarf, ist ein Esel und für Esel haben unsere großen Dichter nicht geschrieben. (Der beste Kommentar zur Glocke ist Rombergs herrliche Musik.) Nur drei von Schillers Lehrgedichten: „Die Künstler“, „Der Spaziergang“ und „Das Ideal und das Leben“

*) Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die sich zwar nicht auf Literatur bezieht, aber das Verhältniß der freien zur Schulthätigkeit grell beleuchtet. Karl Vogt, der Affenvogt, also eine ganz unverdächtige Autorität, klagte als Professor in Gens einmal: Wir haben auf dem Gymnasium einen ganz erbärmlichen Unterricht in den Naturwissenschaften gehabt; aber wir haben uns aus freien Stücken fleißig mit Naturalien beschäftigt und waren dann als Studenten allen Anforderungen gewachsen. Heute bringen die Studenten vom Gymnasium einen Haufen Kenntnisse mit, können aber nicht denken und selbständig arbeiten. Bei der heutigen Ausrüstung der Gymnasien mit Lehrmitteln und wegen der engen Verbindung der Physik mit der Mathematik kann freilich von Ersatz des Schulunterrichtes durch freiwilligen Dilettantismus keine Rede mehr sein; Physik gehört heutzutage zu den Gegenständen, die gelehrt werden müssen. Herbart meinte noch, eigentlich seien nur Mathematik und Alte Sprachen solche Gegenstände, alle übrigen Kenntnisse könne ein fähiger Mensch sich ohne die Hilfe eines Lehrers erwerben. Jetzt ersetzen auch in den neueren Sprachen Langenscheidts Lehrbriefe den Lehrer.

Haben eine Erklärung nöthig. Daß die Lesestücke um einige für die Pflege der Vaterlandliebe wichtige, namentlich aus Ernst Moriz Arndt und Josef Görres, vermehrt würden, wäre zu wünschen; Daß erfordert aber keine Vermehrung der Stundenzahl. Oder will man wirklich die ganze reiche Literatur unseres Volkes in der Schule lesen lassen? Was bleibt dann für die freie Lecture, was bleibt fürs Mannesalter übrig? Vor Allem aber: was der Schüler für sich allein besorgen kann, soll die Schule nicht thun. Anleitung zur Privatlecture, Wegweisung, ist das Einzige, was die Schule zu leisten hat. Nicht die deutsche Stunde ist der fastliche Quell, aus dem bisher die zukünftigen Dichter, Redner und Philosophen Begeisterung getrunken haben, sondern eine liberal verwaltete Schülerbibliothek und die Leihbibliothek; und so wird es in alle Zukunft bleiben. Ein vortreffliches Mittel, uns in den Geist der besten Dichterwerke einzuweihen, wandte der Lehrer an, der in Quarta und Tertia unser Ordinarius war. Er unterrichtete in Lateinisch, Deutsch und Naturgeschichte und hatte darum an manchem Vormittage drei Stunden hinter einander zu geben. Solche Tage nun benutzte er manchmal dazu, uns größere Dichtungen in einem Zug vorzulesen. So hat er uns Lessings Nathan, Goethes Iphigenie und Herbers Eid vorgelesen; und wie vorgelesen! Andere längere Stücke, wie Rückerts Makamen, ließ er einen befähigten Schüler vorlesen. Ein ganzes Drama so vorlesen, daß dadurch den Schülern der Kern der Dichtung erschlossen wird, hat Sinn; dagegen wäre es Unfug, mit den Schülern zusammen ganze deutsche Dramen zu lesen, denn, wie gesagt, was der Schüler für sich allein besorgen kann, dazu soll er nicht vom Lehrer gegängelt werden. Ueber ein zu Haus gelesenes Drama oder über ein in der Klasse gelesenes Gedicht oder Prosastück eine Unterhaltung anspinnen, etwa als Vorbereitung auf einen Aufsatz, ist zulässig; nur darf es nicht zu oft geschehen und den Schülern muß ausdrücklich gesagt werden, daß es eine Erholung sei, damit sie sich nicht daran gewöhnen, Literaturgeschwätz für Arbeit zu halten: in der Schule soll gearbeitet werden. Eine der Schule würdige Arbeit ist das Lesen mittelhochdeutscher Dichtungen, weil dabei unbekannte Worte und Flexionsformen zu lernen sind. Herrn Walthers muß natürlich jeder deutsche Junge kennen und das Nibelungenlied muß er lesen lernen. Parcival ist zu umfangreich und nicht durchweg genießbar, auch mehr französisch als deutsch; sind doch fast sämtliche Eigennamen französisch. Tristans und Isolde's Liebe aber ist nichts für Schuljungen; ich habe das Gedicht freilich (in den Volksbüchern) schon

als Zwölfjähriger genossen, doch richtet es in diesem Alter noch keinen Schaden an (was später immerhin möglich wäre).

Nun wird aber heute nicht nur um Einzelheiten der Unterrichts-methode gestritten, sondern die Idee des Gymnasiums verurtheilt. Ein Vertreter der Norddeutscheit (*nomina sunt odiosa*), sagt: Der Hauptgewinn der Romantik sei die Erkenntniß gewesen, daß sich die Menschheit in Völkern und Stämmen bis zum Einzelnen hin individualisire, daß der Menschheitsbegriff also nichts als eine Abstraktion sei und daß man Vollmensch nur werde als Glied eines lebendigen Volkes; erst von dieser individuellen Wirklichkeit aus gelange man zum Verständniß des Univerfellen, des Allgemeinmenschlichen. Diese Einsicht habe den Unterricht zu beherrschen; die Jugend müsse zu bewußter deutscher Gesinnung erzogen werden, ehe sie sich mit fremden Kulturen beschäftige. Das Humanistische Gymnasium schlage den verkehrten Weg ein. Das ist eine ganz schiefe Darstellung des Thatbestandes. Das Verdienst der Romantiker hat, wie ich jüngst an dieser Stelle in Erinnerung zu bringen Gelegenheit hatte, darin bestanden, daß sie das Mittelalter verstehen lehrten, daß der Rationalismus als Barbarei verschrien hatte. Wilhelm von Humboldt und seine Freunde aber verstanden unter Humanität nicht die Zueihändigkeit secundum Linneum und dachten sich als deren Vertreter nicht ein Abstraktum: etwa die mittlere Proportionale zwischen Goethe und einem Australneger, sondern sie meinten die höchste und edelste Menschlichkeit, das Vollmenschenthum, das nur Menschen der weißen Rasse erreichen können, das im Alterthum die Griechen erreicht hatten und das zu erreichen unter allen lebenden Völkern wir Deutschen am Meisten befähigt und nach dem Rückfall in die Barbarei des siebzehnten Jahrhunderts vom achtzehnten Jahrhundert an aufs Neue berufen seien. In dieser Bedeutung gebraucht Cicero das Wort *humanitas*; besonders klar wird die Bedeutung in der Rede *pro Archia poeta*. Allgemeinmenschliches in solchem Sinn (wenn man Humanität mit diesem nicht ganz zutreffenden Wort übersetzen will) und Deutschtum schließen einander nicht aus, sondern sind identisch. Und wenn die Jugend durch Hellas ins Menschenthum eingeführt wird, so geschieht es nicht, weil das Griechenthum ein anderes und besseres Volksthum ist als das Deutschtum (in Wirklichkeit ist es das Selbe, denn die Hellenen und die Römer waren mit den Germanen zusammen Zweige eines Stammes, und wie deutsch die Menschen Somers empfinden, daran habe ich in dem Homerartikel erinnert), sondern, weil die Lebensverhältnisse der Alten einfacher und durch-

Nächtiger waren als unsere heute. Für eine Weile hat ja jetzt der Krieg das Leben vereinfacht. Alle Europäer sagen täglich das Selbe (nur fügt man, je nach der Nationalität, dem Prädikat Schurke oder Held als Subjekt oder Objekt einen anderen Volksnamen bei), scheinen also auch das Selbe zu denken und zu fühlen. Aber sie werden auf der Stufe technisch vervollkommneter Skalpjägerei, auf die sie sich hoffentlich zum letzten Mal wunderbar anspruchlos herabgelassen haben, nicht stehen bleiben. Sie werden sich in Kulturmenschen zurückverwandeln: und dann wird uns wieder das bekannte Wirrsal unendlich zahlreicher und mannichfacher Lebensverhältnisse, verwickelter Beziehungen, widersprechender Meinungen, sich kreuzender Interessen umfängen. Ehe der junge Mensch in dieses Chaos hineingestoßen wird, soll er die sozialen Elemente, das Verhältniß zwischen Gatte und Gattin, zwischen Eltern und Kind, zwischen Herr und Diener, zwischen Freunden und Kameraden, in Bildern kennen und schätzen lernen, die sie in ungetrübter Reinheit und kräftiger Gesundheit darstellen. In solcher Form, die geeignet ist, tiefe Liebe zum Gesunden und ethisch Richtigen einzupflanzen, stellt die Odyssee diese Verhältnisse dar. Kerndeutsch sind namentlich die Würdigung des Familienglücks, die eheliche Treue, die bei jeder Gelegenheit sich lebhaft kundgebende Sehnsucht des Odysseus nach der Heimath und einem geordneten Hauswesen, die tiefe Empfindung für das Elend des Herumirrens in der Fremde. Und wenn der Seuhirt erschrickt bei dem Gedanken, seine Hunde könnten den fremden Bettler verlegt haben, wenn er den Dank tröstlicher, aber trügerischer Reiseberichte ablehnt, da er Gastfreundschaft gewähre nicht um Wiederbergeltung, sondern, weil ihn der Elende erbarme und weil der Fremdling dem Zeus gehöre, so ist damit die Verbollständigung des deutschen Charakters durch christliche Gesinnung zu wahrer Humanität vollzogen und der Beweis erbracht, daß die *anima hellenica natura christiana* war (nicht, wie ein Kirchenvater schreibt, die *anima humana*, wenn auch alle grausamen und stumpfsinnigen Wilden in den Begriff der Menschheit einbezogen werden; Lukas nennt die Gastfreundschaft, die auf Malta dem schiffbrüchigen Paulus und seinen Reisegefährten erwiesen wurde, *ὡς τῆς τοῦ κυρίου φιλοφρονίας*, was die Vulgata *non modicam humanitatem* übersezt). Auch die sonstige griechische und die lateinische Lecture zeigt einfache Verhältnisse und Zustände, namentlich Xenophons Memorabilien und seine übrigen kleineren Schriften. Die Geschichte der alten Stadtstaaten, ihrer Parteien und Umwälzungen, enthält das einfache Paradigma, nach welchem

sich auch die Vorgänge in komplizierten Großstaaten abspielen. An Ciceros Briefen und Horazens Episteln und Satiren endlich kann der Primaner in die Sozial- und Staatswissenschaften eingeführt werden. Diese Schriften enthüllen die Ungesundheit und Unhaltbarkeit der römischen Sozial- und Wirtschaftsverfassung: Sklaven als Unterbau, in der Oberschicht Schmarozerthum als Lebensberuf, statt Industriekapitals nur Wucherkapital. Woraus folgt, daß die alte Welt untergehen und für eine dauerhaftere europäische Kultur ein neuer Grund gelegt werden mußte. Daß die jungen Leute bei intensiverer Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum in Unwissenheit bleiben werden über unsere heutigen Zustände, ist nicht zu befürchten; wachsen sie ja doch nicht in Klöstern und Internaten auf (und sogar die Klöster betreiben Elektrotechnik). Jeder Schuljunge weiß heute, daß mit Gas gekocht und mit Elektrizität beleuchtet wird, und ist über die neueste Flugzeugkonstruktion unterrichtet. Aber um das heutige politische Getriebe zu verstehen, muß man die Politik zuvor an einfachen Modellen studirt haben. Und was die Vaterlandsliebe betrifft: hat sie denn nicht bei allen Gymnasiasten und auf dem Gymnasium Erzogenen soeben die glänzendste Probe bestanden?

Warum Homer nicht durch das Nibelungenlied ersetzt werden kann, habe ich schon erklärt. Siegfried ist eine edlere Gestalt als Achilleus und jeder deutsche Jüngling soll ihn lieb haben. Aber in die Intimitäten des bürgerlichen, bäuerlichen, häuslichen, persönlichen Lebens weicht uns das deutsche Heldengedicht nicht ein; kaum bekommen wir vom Alleräußerlichsten des ritterlichen und höfischen Lebens jener Zeit (ja, welcher eigentlich?) eine Vorstellung; am Hof der Karolinger und der Ottonen hatte man Anderes zu thun als Gäste zu empfangen und Kampfspiele zu veranstalten. Heimisch können wir bei den Leuten dieser Dichtung nicht werden. Das werden wir in der Odyssee; ganz einleben können wir uns in die beschriebenen Situationen und ganz vertraut werden wir mit den Menschen. Wo fände sich in dem ganzen deutschen Epos einer jener bis zur Portraitdeutlichkeit charakterisirenden gemüthlichen Züge wie die verstoßene Thräne, die Odysseus dem Hund Argoß widmet? Ein Zug, der ihm das Herz jedes Deutschen gewinnt. Und als Zugabe bekommen wir so nebenbei noch drei kulturgeschichtliche Aufschlüsse: daß der „Königshof“ ein Bauernhof war, daß die Griechen schon in der homerischen Zeit ihre Aecker gedüngt haben, und (was allerdings auch an anderen Stellen erwähnt wird) daß sie mit Hunden jagten. Die Illas ist, als Kriegsgeschichte, weniger reich an Darstellun-

gen des Alltagslebens; aber wie geschickt versteht uns der Dichter sogar beim Schmieden des Schildes, den Hephästos für Achilleus anfertigt, Szenen aus dem bürgerlichen und Landleben anschaulich vorzuzaubern! Noch weniger wäre die Edda geeignet, den Homer zu ersetzen. Der Schüler soll natürlich die düster ernste, von sittlichem Pathos getragene Weltanschauung kennen lernen, zu der sich der Germanengeist in der Winternacht des eisigen Jßland emporgerungen hat. (Ob das ethische Pathos urwüchsig germanisch ist oder ob es die Redaktoren der heidnischen Sagen ihrem Christenthum verdankt haben, wird die Forschung niemals ermitteln können, weil es Schriftdenkmäler aus der germanischen Heidenzeit nicht giebt.) Ist der Wagnerrausch dereinst ganz verfliegen, dann wird man sich eingestehen, daß auch Musikdramen die Schattengestalten aus Walhall unseren Herzen nicht näher zu bringen vermögen: sie sind interessante und, weil aus deutscher Vorzeit stammend, uns ehrwürdige Antiquitäten.

Von den modernen Komplikationen sind zwei besonders zu erwähnen, weil sie jungen Leuten gefährlich zu werden pflegen. Einmal die komplizirten Seelen oder problematischen Naturen, die in den allerneuesten Romanen spuken. Ob diese verdrehten Schrauben, wie man sie weniger höflich nennen kann, mehr Väter oder Kinder von lebendig herumlaufenden sind, wird sich schwer ermitteln lassen. Jedenfalls schärft ihre Existenz dem Pädagogen die Pflicht ein, der Jugend als Vorbilder einfache und gesunde Seelen vor's Auge zu stellen: homerische Menschen, antike Charaktere, Hermann und Dorothea, die Personen im Tell, in Vossens Idyllen. Uebrigens ist Goethe mit seinem Tasso vielleicht als Urbater der komplizirten Seelen anzusehen; Ibsen und die Russen haben dann die Schleußen traditioneller Hemmung aufgezogen, so daß sich Ströme methodischen Wahnsinns ungehindert übers Land ergießen konnten. Die andere böse Komplikation ist die allerneueste Religionphilosophie. Bedauerndwerth erscheint mir der junge Mann, der in ihre Nebel geräth, ohne es vorher zu einer klaren Weltanschauung und zu festen Grundsätzen gebracht zu haben. Das Gymnasium bietet dem Schüler zur Auswahl oder zu gegenseitiger Ergänzung zwei Lebensansichten, die verständlich, klar und einfach sind: die des christlichen Theismus und die antike, die zwar tieferer philosophischer Forschung nicht Stand hält, für die Praxis des Lebens aber genügt: die Geschichte der Menschen werden geleitet und gestaltet von einer unerkennbaren Macht, in der Vernunft zu walten scheint, da man mit Vernunft am Besten fährt; vernünftig aber ist's, mit der klugen Besonnen-

heit eines Horaz sich in der aurea mediocritas gegen die Uebel zu verschanzen, dringen sie dennoch ins Haus, ihnen mit römischer Mannhaftigkeit zu begegnen und im schlimmsten Fall mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht flaglos unterzugehen, so lange aber, wie das irdische Leben dauert, es mit hellenischer Anmuth und Humanität zu veredeln und zu verschönen.

Geradezu in den Nebel einzuladen, ist der erwähnte, mehr leidenschaftlich erregte als besonnene Schulreformer kühn genug, indem er darüber Beschwerde führt, daß die Schüler zwar Rousseau und Locke zu lesen bekämen (im französischen und im englischen Unterricht), nicht aber Fichte und Kant. Abschnitte aus Rousseau würde ich ins französische Lesebuch nicht aufnehmen; aber warum sollte Locke aus dem englischen ausgeschlossen werden? Er giebt nichts Gefährliches und man versteht ihn, wie überhaupt die englischen Philosophen. Weil sie flach sind, würde Mancher sagen. Flach oder tief: jedenfalls gehört Unverständliches nicht in die Schule; und Fichte und Hegel versteht man eben doch nicht. Nämlich die von ihren Schriften, wegen deren sie als große Philosophen gefeiert werden; wo sie über praktische Dinge reden, da sprechen sie unser gewöhnliches Deutsch. Mit dem ethischen Idealismus hat ihr metaphysischer an sich nichts zu schaffen, nur durch die Personalunion in den genannten Männern ist jener sogenante dem wahren Idealismus verbunden.) Ohne Kant könne Schiller nicht verstanden werden, meint unser Reformator. Umgekehrt wird ein Schuh drauß. Hat sich Einer in Schillers philosophische Schriften eingelebt, so wird ihm Das später das Kantstudium erleichtern, aus dem er vielleicht (zudersichtlich behaupten kann mans nicht) eine bescheidene Frucht zieht. Wie steht es denn um die beiden großen Leistungen Kants? Die eine, die Subjektivität der Sinneswahrnehmungen, ist nicht seine, sondern Lockes Entdeckung und Kant hat durch seine scholastische Darstellung ihre Verbreitung in Deutschland mehr gehindert als gefördert, zudem durch die Ausdehnung ihrer Geltung von den sekundären Qualitäten auf Zeit und Raum sie Vielen verdächtig und zweifelhaft gemacht. Die andere: die dem Christen selbstverständliche Autonomie der Vernunft ohne die Grundlage des christlichen Seelenglaubens festgestellt zu haben, ist sein ausschließliches Verdienst; aber Das gilt heute nicht mehr als Verdienst. Alle Anhänger der Entwicklungslehre (und der verbreitetsten Presse nach zu urtheilen, herrschen Die heute unter den Biologen, Soziologen, Mediziner, Philosophen) giebt es weder eine Seele noch unberänderliche Wahrheiten und eine selbständige Vernunft,

Sondern nur psychische Phänomene, die veränderlichen Produkte chemischer Prozesse. Der Glaube an eine autonome Vernunft ist beinahe so schlimm wie der an eine unsterbliche Seele und an einen persönlichen Gott (Beide sind ja Folgerungen aus jener), und wer sich dazu bekennt, gilt als Reaktionär und Finsterling. Das müßte man den Primanern sagen, wenn man mit ihnen Kant läse. Gegen die Aufnahme verständlicher Stellen aus seinem Hauptwerk, die durch ihr sittliches Pathos erbauen, ins Schullesebuch ist natürlich nichts einzuwenden, wie denn auch Stücke aus Fichtes Reden an die deutsche Nation wohl schon drin stehen. Aber den Kern der kantischen Philosophie aufnehmen? Den eigentlichen Kant? Da muß man doch vorher fragen: Welchen Kant? Den von Paulsen oder den „Als Ob-Kant“ von Vaihinger oder einen Dritten? Denn es giebt ihrer noch mehrere; und der Streit darüber, wie er eigentlich gemeint hat, wird wohl erst ruhen, wenn überhaupt Niemand mehr von ihm spricht. Will man durchaus einen deutschen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts ins Schullesebuch aufnehmen, so giebt es nur einen, der dazu taugt: Hermann Lotze; denn er ist der einzige, der vollkommen klar und verständlich schreibt. In seinen Schriften steht kein einziger Satz, dessen Sinn zweifelhaft ist, so daß gestritten werden könnte oder müßte, was er meint.

Wenn der Reformator fordert, daß die Gymnasiasten die deutsche Vergangenheit, die Geschichte und Kultur des Mittelalters gründlich kennen lernen sollen, so rufe ich: Bravo! Ist doch die Unbekanntschaft des gebildeten Publikums mit den verschiedenen Stadien, welche die Entwicklung unseres Volkes durchlaufen hat, geradezu skandalös; kaum eine Woche vergeht, wo ich nicht in einem Buch, in einer Zeitung eine unerfreuliche Erscheinung des siebenzehnten Jahrhunderts, die so unmittlalterlich wie möglich ist, mittelalterlich genannt finde. Aber die Schüler mit der mittelalterlichen Kultur bekannt zu machen, ist doch nicht die Aufgabe des deutschen, sondern des Geschichtsunterrichtes. Und der Weg ins Mittelalter führt, wie in dem Artikel über die Alten Sprachen hervorgehoben wurde, durchs Latein. Namentlich der Literatur der glorreichen Zeit des alten Reiches, der Zeit der Ottonen und der Heinriche, von der Giesebrecht sagt, daß in keiner anderen Zeit so sehr im deutschen Geist und so wenig in deutscher Sprache geschrieben worden sei, verdanke ich das Verständniß deutschen Wesens und die Liebe zum deutschen Volksthum. Freilich ist das Deutchthum, das ich liebe, nicht ganz das selbe wie das der Herren, für welche die deutsche Geschichte erst mit Luther,

mit Friedrich dem Großen, mit Wilhelm dem Ersten oder gar noch später anfängt. Sollte die politische Tendenz, welche diese Herren beseelt, auch unserem Reformator nicht fremd sein, dann müßte man ihm klar machen, daß sie mit seiner Schätzung des Mittelalters im Widerspruch steht. Ist es ihm aber mit dieser Schätzung ernst, dann mag er vorschlagen (ich habe es schon einmal gethan), daß Handausgaben einzelner Chroniken, Biographien, vielleicht auch Leges der Monumenta in die Schule eingeführt werden; da der lateinische Aufsatz glücklicher Weise abgeschafft ist, so können sich ja die Primaner mit dem „barbarischen“ Latein ihren ciceronianischen Stil nicht verderben.

Ein anderer Gegner des humanistischen Gymnasiums fordert die Einführung ins Mittelalter um der deutschen (nach seiner Auffassung: der mittelalterlichen) Kunst willen. Wie ich über den Streit um diese und die Renaissancekunst denke, werde ich vielleicht einmal sagen. Der Schulreformer nun behauptet, das humanistische Gymnasium habe den Zweck, den Schülern die zum Verständniß der antiken Kunst erforderliche Bildung beizubringen, und die Frucht dieser Bildung bestehe darin, daß der heutige Gebildete eine Venus von einer Diana unterscheiden kann. Ich weiß nicht, ob sich den Begründern des humanistischen Gymnasiums Neujerungen nachweisen lassen, die berechtigen würden, ihnen eine so unsinnige Zielsehung zuzutrauen. Das Ziel der Renaissance-Humanisten war sogar noch dürftiger: sie wollten nur ciceronianisches Latein schreiben können und Andere schreiben lehren. Was der Neuhumanismus gewollt hat und was unsere Gymnasiallehrer wollen, ist in diesem und im vorhergehenden Aufsatz (über die Alten Sprachen) dargelegt worden.

Die Rechtfertigung der klassischen Studien als eines unentbehrlichen Mittels für den Geschichtsunterricht weist der Kunst- und Schulreformer mit der Frage zurück: „Wenn es auf das gesammte Gedächtniß der Menschheit über ihr Thun und Denken ankommt, warum fängt man denn dann nicht wirklich am Anfang an und warum läßt man uns dann, zum Beispiel, über die tief verwandte Kultur Indiens ohne jedes Wissen, während man die geringsten Provinzialstreitigkeiten der Griechen und Römer als ewige Denkwürdigkeit dem Gedächtniß einprägt?“ Nicht um das politische und Kulturleben der gesammten Menschheit handelt es sich (Ethnologie ist Gelehrtenangelegenheit, nicht Schuldisziplin), sondern um die Einführung in das Verständniß unseres, des europäischen Kulturlebens. Dieses aber hat zwei Anfänge: die hellenische Kultur und die aus Vorderasien stammende

Jüdisch-christliche Religion. Mit ihnen muß die Schule bekannt machen; und sie thut es. Indien und Ostasien sind Welten für sich und haben auf die Entwicklung der europäischen Menschheit gar keinen Einfluß geübt. Die wüste Phantastik Indiens ist dem Deutschen nicht verwandt; und die vermeintlich tiefe Verwandtschaft der indischen Kultur mit unserer beschränkt sich darauf, daß in dieser Phantastik, die der Gluthauch der Tropen ausbrüdet, schwache Reste arischer Denk- und Gefühlweise sich behauptet und in einigen Dichtungen kristallisirt haben. Zu lernen giebt es in der indischen Geschichte nichts, weil es statt der Geschichte nur phantastische Sagen giebt. Was die indischen Religionspekulationen praktisch werth sind, beweisen die Grausamkeiten des Kastensystems, die Wittwenverbrennung, die Kinderehen und die Thatsache, daß sich dreihundert Millionen Inder von ein paar Engländern regiren lassen. Von der indischen Epik gilt in noch höherem Grade Das, was vom Nibelungenlied gesagt worden ist: ihre Gestalten bleiben uns gleichgiltig, weil die Intimitäten fehlen, die sie uns vertraut machen könnten, und weil sie sich in einem ganz fremdartigen Milieu bewegen. Das allenfalls Genießbare aus den Riesenepiken hat neuerdings Winter尼ß unter dem Titel „Indische Sagen“, bei Eugen Diederichs in Jena noch einmal herausgegeben. Wirklich genießbar finde ich auch von dieser Auswahl nur etwa drei oder vier Perlen, von denen die altbekannte, Nal und Damajanti, die schönste bleibt. Kennen muß der Gebildete natürlich auch indisches Wesen und indische Poesie; und darum ist dieser Band, der die Kenntniß bequem vermittelt, mit Dank zu begrüßen.

Das Ergebniß dieser und der vorigen Untersuchung kurz zusammenzufassen: Man gründe so viele Bürger- und Realschulen, wie nöthig sind, lasse aber das Gymnasium unangetastet; für kleine Verbesserungen ist natürlich immer Anlaß; aber dem Gymnasium einen anderen Charakter zu geben, fordert weder die Vaterlandliebe noch ein Lebensinteresse des Deutschen Reichs; und manche der neuesten Verbesserungsvorschläge erscheinen vom schultechnisch-pädagogischen Standpunkt aus bedenklich.

* * *

Nachdem Das geschrieben war, habe ich die pädagogischen Schriften Herbart's noch einmal durchgeblättert und folgende Aeußerungen gefunden, die, da der Mitbegründer der Realschulen

bei den deutschen Lehrern immer noch Etwas gilt, einigen meiner Rezerieren Absolution erwirken werden.

Erste Bedingung für den Unterricht in der Philosophie auf dem Gymnasium: „daß die neue, noch jetzt in Gährung begriffene, also die kantische, und mit ihr jede spätere, auch die meinige ausdrücklich mit eingerechnet, von dem Gymnasium gänzlich verbannt sei. Von dem Lehrer der Philosophie auf einem Gymnasium fordere ich zuerst und unbedingt, daß er den Lode gelesen habe, denn ich kenne keinen anderen, wahrhaft elementarisch darstellenden philosophischen Schriftsteller; und hierauf kommt doch für den verlangten Unterricht Alles an.“

Eine psychologische Theorie ist dem Lehrer Bedürfniß. „Aber eine idealistische? Nach dieser wäre ihm sein Zögling nur eine Erscheinung. Oder, wenn über solches Bedenken die Theorie ihn wirklich hinwegsehen könnte, so wären wenigstens die Bücher, die Bilder, die Karten, die sämtlichen Lehrmittel und das ganze Verfahren beim Unterricht nur Erscheinungen.“ An Fichtes berühmten Reden erkennt er die patriotische Gesinnung, die rhetorische Kraft, den der Gefahr trotgenden Muth an, meint aber, man werde auch hier zu oft gewahr, „daß der große Mann sich herabläßt, von Dingen zu reden, die er nicht versteht.“ An einer anderen Stelle schreibt er: „Die Hoffnungen des Enthusiasmus, welchen die Französische Revolution erregt hatte, verschwanden bis zur äußersten Erniedrigung Deutschlands und Fichte verlor sich nun bis in die düsteren Phantasien von einer allgemeinen Sündhaftigkeit der Zeit. Das Aysl der Mathematik und Naturwissenschaft, das jeden Denker zur Ruhe einladet, war ihm verschlossen. Aber die Neigung, aus allgemeinen Begriffen zu konstruiren, ohne um genaue Auffassung der Thatsachen besorgt zu sein, leuchtet aus allen seinen Schriften hervor. Die Gewalt, die er in sein Denken legte, sollte ihm, dem Idealisten, die Gültigkeit der Begriffe verbürgen. Daß ein solcher Mann etwas Großes leistete, war natürlich; ob aber dieses Große näher der Wahrheit oder näher der Dichtung stand und stehen mußte, bitte ich zu überlegen. Weder in Hoffnungen noch in Befürchtungen den wahren Erfolg voraussehend, ward Fichte auf einmal zum Pädagogen. Das Erste, was er nun vorbrachte (gleich im Anfang der zweiten Rede) waren Aeußerungen des vollkommensten Determinismus, eben so übertrieben wie seine Freiheitlehre.“ Von den philosophischen Schülern, die immer noch Kants Kategorien bewahren, sagt Herbart in einem Brief: „In ihnen sieht es aus wie in den Kabinetten alter Physiker, wo sich ein

unnützer Apparat anhäuft, den Niemand braucht, weil er nicht leistet, was gefordert wird. Wollen Sie solchen Apparat behalten? Die Unbrauchbarkeit der ganzen von Kant eingeleiteten Periode der Philosophie für die Erziehung wird in dem kurzen Satz ausgesprochen: „Philosophische Systeme, worin entweder der Fatalismus oder transszendentale Freiheit angenommen wird, schließen sich selbst von der Pädagogik aus.“

Die Stelle, die ich in einem seiner Werke einmal gelesen zu haben glaube und die ich eigentlich suchte, über Autodidaktik, und daß nur für die Mathematik und die Alten Sprachen der Lehrer unentbehrlich sei, habe ich nicht gefunden, sondern nur etwas daran Anklingendes. Nachdem er festgestellt hat, daß „Mathematik und Alte Sprachen immer die beiden Hauptstämme des (Gymnasial-) Unterrichts bleiben müssen“, billigt er den Vorschlag eines Schulmannes, solche Schüler der Oberklassen, die reif dafür sind, vom mündlichen Unterricht in solchen Fächern zu entbinden, in denen sie rascher fortzuschreiten können, wenn sie sich selbst aus Büchern unterrichten, was sie zugleich von dem peinlichen Zwang zur Aufmerksamkeit auf einen sie nicht interessirenden Vortrag befreit.

Daß die Einführung der Schüler in die gegenwärtige Welt auf dem Umweg über das Alterthum eigentlich unnatürlich und das Erlernen der Alten Sprachen für die meisten Gymnasiasten eine Pein ist, die schädliche Einbuße an Frohsinn, Spannkraft und seelischer Gesundheit zur Folge hat, spricht Herbart sehr oft und nachdrücklich aus. Darum will er unnachsichtig Alle vom Gymnasium ausgeschlossen wissen, die nicht gewillt oder nicht befähigt sind, sich jene höchste Bildung anzueignen, die ohne jenen Umweg nicht erlangt werden kann. Mindestens also müßten Alle fern gehalten werden, die vor dem Abiturium abgehen. Da Das nicht möglich ist, so lange das Berechtigungswesen besteht und so lange die Eitelkeit der Eltern unglückliche Jungen, die vortreffliche Maurer, Tischler oder Pferdeknechte werden könnten, zwingt, sich auf dem Gymnasium als Zugehörige der höheren Stände abstempeln zu lassen, so lange bleibt alle Diskussion über Schulreform müßiges Geschwätz.

Reiße.

Dr. Karl Jentsch.



Thür an Thür.

Was wissen wir mit aller unserer sogenannten Erfahrung davon, wie Frauen lieben?“

Man war, im Junggesellenkreis, wieder einmal bei dem Kapitel Frau gelandet, wie immer mit einer starken Tendenz zu fäuler Kritik.

„Wir meinen immer, namentlich, wenn es um einen Anderen geht, daß sie nur deshalb so treu und zäh an einem Einverständnis der Liebe festhalten, weil sich im Moment schwer ein gleichwerthiges oder besseres findet. Aber wer will schließlich sagen, wie viel auch in solchen Lagen, wo wir, abwechselnd, mit Güte und Kraft und List um Befreiungen gerungen haben, bei einer Frau echtes Gefühl mitklingt, wenigstens eins, das echt geworden wäre in der Ehe, und wenn wir ihm Zeit gelassen hätten!“

„Ich kann“, begann ein Anderer, „kein Gefühl klingen hören in diesem Bitten und Betteln, in diesem blöden Betteln der Weiber, in dem sie sich merkwürdig gleich sind, die Klugen und die dummen: Liebe mich? Wo sie doch merken müssen, daß es vorbei ist, vorbei! Sie heute lieben, bloß weil man sie gestern geliebt hat? Sinnlos, als bäten sie die halbverwelkte Orchidee, die man die ganze Nacht im Knosploch getragen hat: Blühe doch weiter! Willst Du nicht weiter blühen? Ober gar, wenn sie, Alle, mit den gleich verbogenen Lippen und empfangen und geziert und gezogen alle das Selbe sagen: So? Findest Du auch mal wieder den Weg zu mir? Ich dachte, Du hättest meine Adresse vergessen!“ Und dann zuletzt, was nie ein Mann sagen würde, hinterlistig und lügenerisch: „Ich habe Dich übrigens gesehen!“

Вспомните. Мы, мис. от. Док. wiederogh., usw. bewunderten. her. typischen Tonsfall, den er dazu hatte. Ganz so, aber ganz so wollte es Jeder schon gehört haben.

„Gefühl?“ sagte er, wie erbittert, weiter. „Verdruß über den gemachten Rechenfehler ist es, den wir als Trauer um den Verlust unserer werthvollen Persönlichkeit zu buchen eitel und dumm genug sind.“

„Eben Das glaube ich seit damals nicht mehr. Jeder von uns wäre gewillt gewesen, sie zu trösten. Ich glaube, wir haben sie Alle damals ein Wenig geliebt“, Klang es leiser.

„Von welchem Deiner, damals“ sprichst Du denn?“

„Ich möchte es Euch erzählen, so schlicht es ist.“ Er zögerte nur noch einmal sinnend. „Aber ich glaube, es ist gar nichts daran zu erzählen. Noch nicht mal der Stil des Polizeiberichtes ist recht dafür.“ Und dann begann er doch: „Meine Pensionwirthin, die Dame mit der besseren Vergangenheit (es stimmte übrigens diesmal wirklich), hatte außer dem leichtsinnigen Sohn, für den die beiden Frauen sich toarbeiteten, eine Tochter, ein hochgewachsenes, schlankes, zäh aussehendes Geschöpf, lieblich und doch voll eisernen Willens, der ihrem Temperament, das sich manchmal wittern ließ, die Zügel hielt. Die war seit, wie ich hörte, neun Jahren, seit neun vollen Jahren verlobt. Er hatte

(nun war er lange Hülfflehrer irgendwo) bei ihnen gewohnt, als er Student gewesen. Eine niederträchtige Sache, diese langen Verlöbniſſe! Man hat als anständiger Mensch den ehrbaren Wunsch, treu zu sein, was so die Frauen, bescheiden beschränkt, ‚treu sein‘ nennen. Kann man es denn? Was kann an einem Kerl sein, ders kann? Dabei, wie erschüttert sie sind, wenn sie es ahnen, und wie sie, um so reiner sie sind, um so dringender die Wahrheit fordern; und wie erschreckt sie stehen und wie verständnißlos und ungläubig vor dem ‚Naturgeseß‘, mit dem man vor sich und vor ihnen sich weißzuwaschen sucht!“

Er beachtete nicht, daß man ihm ein irgendwoher entstammendes eigenes Erleben anhören mußte. Das volle Einfühlen in Anderer Leid hat Einer nur vor verwandtem Leid, wußten sie.

„Die armen Dinger, die warten und vertrocknen und schließlich schal werden auch für den armen dummen Teufel, der sich auf sie gefreut hat! Es hat mal Einer, den ich kannte, in der Wuth des Wartens einen Vergleich gemacht. Ich glaube, er stimmte. Man bekommt liebenswürdig ein Glas köstlichen Wein kredenz; man genießt ihn, schon im Anschauen froh, dann gönnt man sich auch die Freude kaum, weil man sich vor sich selber fürchtet; man läßt ihn stehen; und wenn man sich an den Verzicht gewöhnt hat, darf man endlich davon trinken. Es ist manchmal nicht viel von seiner Schönheit und seinem Duft geblieben; und die Sehnsucht und die Freudeigkeit, die Einen dafür erfüllten, sind auch verbunſtet.

Aber von dem Mann, davon, wie er fertig werden konnte mit solcher Jammerzeit, will ich ja nicht reden. Er hatte endlich die als Minimum nothwendig gedachte bescheidene Anstellung und in absehbarer Zeit sollte Hochzeit sein. Ich sehe noch, wie die bloße Erwähnung davon jedesmal dem süßen und dabei so ernsthaften blassen Gesichtchen eine Welle von Farbe und Freude gab und wie die stuhende Gluth, die ihr die matte Haut straffte, sie lieblich wie eine Siebenzehnjährige aussehen ließ. Ober lieblicher. Mir wenigstens ist nie was schöner gewesen und rührender als Frühlingsgefühle und Frühlingsgedanken auf einem Mädchen Gesicht, auf dem schon der Herbst des Lebens sein. Kriehelschrift begonnen hat. Sie war zum Entzünden, wenn man sie auf ihre Hochzeit und auf alle die Zurüstungen für ihr Puppenheim brachte. Er ließ sich, was uns ganz verständlich schien, noch zu einer Uebung einziehen, um dann in der Ehe nicht gleich wieder mit einer Trennung rechnen zu müssen. Die acht Wochen waren bald zu Ende. Wir saßen am Mittagstisch. Da kam die Depesche. Er lag im Garnisonlazareth. Typhus. Sie möge kommen.

Wir fühlten, ich weiß eigentlich nicht, warum, gleich den Ernst dahinter. Es blieb totenstill in dem ganzen Kreis, der eben noch so lebendig gewesen, und wir erschauerten in Mitleid. Dabei hatte fast Keiner von uns ihn gekannt.“

Er schwieg einen Augenblick. „Wie sie, vier Tage später, wiederkam, trug sie schwarze Kleider. Ihr Gesicht war starr, daß es eine

Qual war, sie anzusehen. Sie blieb aber tapfer aufrecht, sie lächelte sogar wieder, wenigstens ihr Mund lächelte; sie that auch alle Tage ihre Pflicht mit der wohlthuenden Ruhe und Sicherheit, die um sie war, ganz wie in der Zeit, die eben gewesen. Nur: ihre Nächte! Unsere Stuben grenzten an einander. Ich hörte sie jetzt, trotz der verstellten und mit dicken Decken verhängten Thür. Sie weinte nicht laut, nicht ein einziges Mal. Das wäre noch zu ertragen gewesen und hätte ja wohl auch einmal aufgehört. Sie wimmerte nur, wimmerte ganz leise. Die Nacht hindurch. Die ganze Nacht hindurch. So hoffnungslos eintönig, so immer in gleichem, tropfendem Weh, so unveränderlich qualvoll und jammervoll, daß mir immer war, als müßte ihr wimmerndes Weinen alle Winkel in dem alten Haus füllen und in jede Brust die Fluth von diesen tausend Thränen tragen.

Ganz leise war ihr Wimmern erst und beherrscht, bis es anschwoll und anschwoll und dann fallend wieder verklang. Oder, wenn es einmal laut werden wollte, erstickte sie es jäh gewaltsam in den Kissen. Und so, gedämpft, war es erschütternder als zuvor. Sie weinte dann tief und heiß in die Kissen; nur ein Aufschrei dazwischen, ein kurzer, verhaltener, sagte, daß sie den Kopf im Zucken des Schmerzes emporgeworfen hatte.

Manchmal schlief sie gegen Morgen ein; mit einem besinnenden Wehlaut fuhr sie dann wieder auf und von Neuem fing das herzzerreißende, leise, rieselnde Weinen an und stieg und stieg. Ich hatte gar nicht gewußt, daß Menschen so weinen können. Und ich, ein harter Kern, wie ich mir einbildete, der die erste Jugend schon hinter sich hatte, habe gelitten babel, wie ich nicht noch einmal leiden möchte. Freilich, der Philosoph hat Recht: Keiner ist noch an den Schmerzen eines Anderen gestorben! Ich wäre auch nicht gestorben; aber ich konnte nicht mehr. Und ich mußte doch in allen Nächten, wenn ich heimkam, auf ihr Weinen hören.

Wie lange das arme Geschöpf es noch getragen hat, bei Tag zu lächeln und in den Nächten ihrem Schmerz zu gehören? Das habe ich nie erfahren. Aber das Spotten habe ich seitdem verlernt, wo ich, so oder so, von dem Trennungsfieber eines armen Dinges höre. Manche wird vielleicht auch in ihren Nächten geweint haben und die Trennung von einem Lebenden wird wohl noch schwerer zu lernen sein als die natürlicherere von einem Toten.*

Man dürfe nicht verallgemeinern, sagte endlich Einer, dem die Stille unbequem wurde. Und dann erwähnte ein Anderer noch den Gemeinplatz von der Hilfe der Zeit, die schließlich Alles heile, wenn man nur die Ruhe hat, lange genug sich zu gedulden. Und ein Dritter sagte noch etwas Anderes. Er kannte den Werth von Frauenthränen! Aber Alles, was sie vorbrachten, mechanisch beinahe, wurde nicht mehr recht überzeugend und Keiner hörte noch genau hin. Jeder war in seine eigenen Gedanken versunken. Und schließlich schwiegen Alle und merkten ihr Schweigen nicht.

Cöpenick.

Rose Kaunau.

Nach Friedensschluß. *)

Sewis gibt es wesentliche volkswirtschaftliche Unterschiede zwischen 1871 und heute: das Grundbuchrecht war nicht einheitlich im Gebiet des Deutschen Reiches ausgebildet; Hypothekenbanken in modernem Sinn gab es nur sieben mit verhältnismäßig geringem Umsatz; die preussische Staatsbank konnte nicht wie die Reichsbank als Centralkörper der Finanzgebarung gelten; und im Norddeutschen Bund galt noch die Silberwährung, während wir heute die Goldwährung haben.

Trotz diesen Unterschieden giebt es eben doch keine Zeit, die für die kommenden Friedensstage so lehrreich sein könnte wie die Jahre 1871, 72 und 73. Was sie uns brachten, wissen wir Alle. Die gewaltige nationale Begeisterung, die so stark war, daß in ihren Gluthen die deutsche Kaiserkrone geschmiedet werden konnte, und die alle Massenunterschiede ausgetilgt zu haben schien: diese nationale Begeisterung schlug in kurzer Zeit um in Enttäuschung und Verbitterung gefährlichster Art und bereitete den Boden für ein Zweifeln und Verzweifeln an diesem ganzen neugewonnenen Vaterland und seinen gesellschaftlichen Einrichtungen. Diese Entwicklung erklärt uns ein Mann, der den Ereignissen mit dem Herzen des Vaterlandsfreundes und mit den Augen des volkswirtschaftlichen Fachmannes aufmerksam folgte, Adolph Wagner. In seinem bekannten Vortrag „Wohnungsnoth und städtische Bodenfrage“ (Verlag Bodenreform in Berlin) sagt er: „Nun kamen unsere Krieger zurück. Und was sahen sie? Gerade in den Jahren 1871 bis 1873 schnellten die Miethepreise und die Preise der Baustellen, der bebauten Grundstücke und Häuser gar kolossal empor. Die statistischen Nachweise ergeben eine Steigerung von 10, 15, 20 und mehr Prozent von Jahr zu Jahr. Worauf ist dies Emporschnellen zurückzuführen? Auf irgendwelche Leistungen der Grund- und Gebäudeeigenthümer? Was hatten Die gethan? Sie waren im Handumdrehen durch die weltgeschichtlichen Ereignisse, die das deutsche Heer auf französischem Boden durchgeführt hatte, reicher geworden. Ich sollte meinen, die einfache Thatsache, daß einem zurückkehrenden Krieger die Miethe gesteigert oder, weil er mit einer großen Familie gesegnet ist, die Wohnung gekündigt wird, hat zehnmal mehr aufhehend gewirkt als irgendetwas, das die Sozialdemokratie theoretisch oder praktisch vertreten hat!“

Am zehnten Mai 1871 wurde der Friede geschlossen; am fünf-

*) Ein Abschnitt aus der neuen Auflage des Werkes „Bodenreform; Grundsätzliches und Geschichtliches zur Ueberwindung der sozialen Noth“, das der Verlag Gustav Fischer schon in fast vierzigtausend Exemplaren verbreitet hat. Die hier ausgedrückte Erfahrung hat den Verfasser, Herrn Damaschke, bestimmt, einen „Hauptausschuß für Kriegerheimstätten“ zu schaffen, dem bisher 2503 Behörden und Organisationen aller Art beigetreten sind.

undzwanzigsten August schon stellte sich nach den von der Polizei angefertigten Ermittlungen heraus, daß in der neuen Reichshauptstadt am ersten Oktober etwa 10 600 Familien ohne Obdach sein würden. Das städtische Arbeitshaus, der „Ochsenkopf“, und die Asyls waren überfüllt selbst von solchen Familien, „die sich durch ihr Mobiliar als ordentliche Leute und pünktliche Miethzahler auswiesen“.

Der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ wurde am zweiten April 1872 von ihrem Berliner Vertreter geschrieben: „Zwei Familienväter haben sich aus Verzweiflung über die ihren Angehörigen drohende Obdachlosigkeit das Leben genommen. Zahlreiche Familienväter haben in der Umgebung der Stadt Bretterbuden aufgeschlagen, in denen sie mit den Ihren bessere Tage erwarten, während Hunderte von Familien auf die benachbarten Dörfer ausgezogen sind. Aber auch in einzelnen dieser Ortschaften soll die Wohnungsnoth bereits eine solche Ausdehnung gewonnen haben, daß sich, zum Beispiel, in dem kleinen Schöneberg die Zahl der obdachlosen Personen auf 200 beläuft.“

Die Wohnungsnoth jener Tage führte auch zu dem letzten Barrikadenbau in den Straßen Berlins. Die Bretterbuden auf freiem Feld waren natürlich gegen jede Ordnung. Zunächst duldete sie die Polizei; nach und nach aber ließ sie die Baracken der Obdachlosen niederreißen, so in der letzten Juliwoche auf dem Feld vor dem Frankfurter Thor. Als die Obdachlosen nun jammern mit Frau und Kindern durch die Straßen zogen, empörte sich namentlich in der Blumenstraße, wo gerade ein armer Handwerker aus seiner Wohnung entfernt wurde, das Volk. Es kam zu regelrechten Straßenkämpfen, in deren Verlauf drei Barrikaden errichtet wurden. Vierhundert Schuhleute zu Fuß, zweihundert zu Pferde und eine große Anzahl in Civil konnten die Unruhe kaum unterdrücken, so daß auch zwei Bataillone des Kaiser-Alexander-Regiments und zwei Schwadronen der Garde-Dräger mit scharfen Patronen zum Ausmarsch bereit gehalten wurden. Nach amtlicher Feststellung wurden 102 Beamte verwundet; 159 Personen aus dem Publikum hatten sich Säbelwunden verbinden lassen.

Die Barackenbewohner waren zum Theil heimgekommene Krieger mit ihren Familien, die in der Erinnerung an ihre Soldatenzeit Fahnen in den altpreussischen, schwarz-weißen Farben gehißt hatten. Wie sehr die Hoffnung auf den Obersten Kriegsherrn in ihnen lebendig war, zeigt eine Bittschrift, die im August des Jahres aus dem Barackenlager an den König abgeschickt wurde: „Die unglücklichen Bewohner der 22 Baracken vor dem Landsberger Thor repräsentiren eine Zahl von 42 ehrlichen, strebsamen Männern und Frauen und 59 Kindern, welche auf Befehl des Polizeipräsidenten Berlins ihr Asyl aufgeben sollen, ohne ein angemessenes neues gefunden zu haben; sie werfen sich daher Euer Majestät zu Füßen und bitten demuthvoll, womöglich bis Oktober, um telegraphische Herauschiebung dieser Maßregel, deren Ausführung die Bewohner zur Verzweiflung führen würde. Ehrfurchtvoll: Albert Haack, Schuhmachermeister.“

150 Schutzleute zu Fuß, zwei Jüge berittener Schutzleute, zwei Wagen Feuerwehr mußten in der Nacht zum sechsundzwanzigsten August das Barackenlager niederreißen. Ein Mann versuchte, ein Beil schwingend, sich zur Wehr zu setzen. Er wurde natürlich bald überwältigt. Als man ihn freiließ, schlug er ein wirres Lachen auf und hißte auf dem Trümmerhaufen seiner Baracke sein rothes Taschentuch als Fahne. Allgemeines Gelächter folgte dieser Verzweiflungsthat; was bedeutete auch die rothe Fahne nach dem großen Krieg in Berlin! Bei der Reichstagswahl am dritten März 1871 hatte selbst in dem Arbeiter-Stadttheil, dem Sechsten Wahlkreis, der sozialdemokratische Kandidat ganze 82 Stimmen erhalten; bei der nächsten Wahl allerdings, am zehnten Januar 1874, erhielt er 2523. Zum ersten Mal kam in der Reichshauptstadt ein Sozialdemokrat in Stichwahl.

Ähnliche Verhältnisse entstanden in den anderen schnell wachsenden Industrieorten des neuen Deutschen Reiches: „Gefahren des Sieges“, wie sie selbst ein so tüchtiges Volk wie das unsere nur einmal erfahren darf, wenn es nicht in seinem Leben und Wachsen unheilbaren Schaden erleiden soll.

Selbst in dem Taumel, der durch das Wort „Gründerzeit“ bezeichnet wird und der dann mit dem furchtbaren Börsenkrach sein jähes Ende fand, konnte solche Noth nicht unbeachtet bleiben.

Selten ist wohl die verhängnißvolle Wirkung einer vorgesehnen Meinung so klar erkennbar geworden wie in diesen Tagen. Es gab unabhängige und ehrliche Menschen genug, welche die Ursache der Noth erkannten. Sie fanden dennoch keinen Weg der Hilfe, weil sie gebunden waren durch das Schlagwort jener Zeit: Selbsthilfe!

Als „König im sozialen Reich“ wurde von den herrschenden Richtungen Schulze-Delitzsch gefeiert, der Anwalt der deutschen Erwerb- und Wirthschaftsgenossenschaften. In einer Rede am neunundzwanzigsten Juni 1872 forderte er: „Nur großartige Unternehmungen können hier in Berlin die Abhilfe der Wohnungsnoth bringen. Solche aber müssen im Beginn mit großartigen Mitteln in Angriff genommen werden. Mit Kapitalansammlungen in zehn und zwölf Jahren kann hier die Wohnungsnoth nicht beseitigt werden; wir müssen sofort große Kapitalien zur Verfügung haben.“ Er schlug vor, Kapitalgenossenschaften als Unternehmer und Personalgenossenschaften als Kunden zu gründen. „Während der Kapitalgenossenschaft das Feld der Spekulation einzuräumen ist, die möglichste Erwerbung großer Bau-(Boden)-Komplexe, hat die Personalgenossenschaft die Aufgabe, die Sammlung von Kapitalien unter ihren Mitgliedern zu organisiren; dann aber als Genossenschaft mit der Kapitalgenossenschaft in ein freies Kontraktverhältniß zu treten über den Bau und Erwerb von Arbeiterwohnungen. Organisiren Sie nur und erweisen Sie dadurch den ehrenhaften Geist, der in der deutschen Arbeiterwelt herrscht; damit werden Sie alle Schwierigkeiten besiegen.“

Die Frage der Baugenossenschaft an sich war ja nicht neu. Schon

zur Zeit der besonders brennenden Wohnungsnoth in den vierziger Jahren, die mehr als vieles Andere die Revolution vorbereitete, war 1847 durch das Wirken des edlen Genossenschaftlers Huber die berliner Gemeinnützige Baugesellschaft entstanden, deren Protektor Prinz Wilhelm von Preußen, später der erste Deutsche Kaiser, wurde. Doch ohne Lösung des Bodenproblemcs mußte trotzdem selbstverständlich ihr Wirken auf ganz enge Kreise begrenzt bleiben. 1871 besaß sie 20 Häuser mit 963 Bewohnern, was auf die allgemeine Lage natürlich von keinerlei Wirkung sein konnte.

Einer der ehrlichsten und feinsten Köpfe, der Direktor des königlich Preussischen Statistischen Bureau, Dr. Engel, dessen Referat auf der eisenacher Konferenz am sechsten und siebenten Oktober 1872 noch heute eine der besten Quellen jener Zeit ist, empfahl die Gründung einer „Wohnung-Miether-Aktiengesellschaft“, mit einem Grundkapital von fünf Millionen Thalern. Die Wohnungen sollten den Mietheraktionären zehn Jahre lang jährlich um $3\frac{1}{2}$ Prozent gesteigert werden, um den gesammten Werth abzuschreiben zu können. Dann sollten die Wohnungsmiethen nicht noch höher steigen.

Der Wahrheit näher kamen die Deutschen Gewerkoereine mit ihrer Forderung: Gänzliche Reform des Hypothekenwesens, nach dem Muster der Bremischen Handvesten, und Begünstigung von Baugesellschaften und Unternehmungen mittlerer und kleinerer Wohnungen speziell durch Erbverpachtungen öffentlicher Ländereien.

Wir wissen nicht, wie die Deutschen Gewerkoereine, deren Anwalt Max Hirsch mitten im liberalen Parteileben stand, diesen Gedanken thatkräftig verfolgt haben; jedenfalls wurde er nicht in die That umgesetzt, obwohl auch der Oberbürgermeister von Berlin, Dr. Hübner, diesen Weg als den einzig Erfolg verheißenden erkannte. Im Juli 1872 brachte Hübner an die Stadtverordnetenversammlung eine Vorlage, in der es heißt: „Was die rasche Ausdehnung der Bebauung in Berlin am Meisten erschwert, ist der übermäßig gesteigerte Preis des Baugrundes. Kann die Kommune diesem in der Theuerung des Baugrundes liegenden Hinderniß der Gründung neuer Ansiedlungen entgegenzutreten und kann sie, ohne die Grenzen der ihr im öffentlichen Recht angewiesenen Thätigkeit zu überschreiten, insbesondere also, ohne lähmend in die Privatpekulation einzugreifen oder sich selbst an einer Spekulation zu betheiligen, dahin wirken, daß weitere Flächen mit geringerem Kapitalkaufwand für die Bebauung nutzbar werden, so wird sie hiermit erfolgreich zu einer Besserung der bestehenden Zustände beitragen. Wir würden aber fürchten, den Zweck der vorgeschlagenen Aufwendungen zu verfehlen, wenn wir einen Verkauf des Bodens, gleichviel, ob in größeren oder kleineren Parzellen, ob im Wege der Lizitation oder freihändig, nach einer Tage in Aussicht nähmen. Wir würden nicht zu hindern im Stande sein, daß auch diese Bauflächen in den Kreis der Spekulation hineingezogen würden, welche die hohen Preise des Baugrundes in unmittelbarer Nähe der Stadt

normirt. Wir wissen, daß diese Spekulation nicht zu tadeln, daß sie vielmehr nur der Ausdruck unabänderlicher wirthschaftlicher Gesetze ist. Aber wenn wir uns auch bei der Hingabe der städtischen Grundstücke nicht verleiten lassen wollen, die Wege zu verlassen, die uns nach allgemeinen wirthschaftlichen Grundsätzen angewiesen sind, so glauben wir doch, unter den zulässigen Wegen gerade den wählen und empfehlen zu müssen, der den Druck der augenblicklichen Spannung für die Obdach Suchenden am Billigsten zu vertheilen und die harten Konsequenzen der jehigen Uebergangszeit am Meisten zu mildern verspricht. Wir glauben, daß Dies der Weg der Verpachtung auf längere Zeit zum Zwecke und unter der Bedingung sofortiger Bebauung ist; dafür spricht auch, daß er das Bauen erleichtert, insofern die Kapitalanlage für den Grund und Boden erspart wird."

Diese Ausführungen gewähren wohl das beste Bild der herrschenden Anschauungen jener Zeit. Aber alles Rücksichtnehmen auf die Privatpekulation half nicht. Die berliner Stadtverordnetenversammlung stimmte dem Vorschlag ihres Oberbürgermeisters nicht zu. Ihre Mehrheit stand wohl auf dem Standpunkt des „Jahresberichtes für Hypotheken und Grundbesitz pro 1871“, den Salomon am zwanzigsten Januar 1872 erscheinen ließ und der mit Freude feststellte: „Das verfloßene Jahr kann wohl als eins der ergiebigsten und günstigsten für den sogenannten Realkredit und Immobilienverkehr der letzten zehn Jahre bezeichnet werden. Gleich nach Friedensschluß trat eine bedeutende Nachfrage nach Grundbesitz ein. Der bedeutende Zuzug von Kapitalisten nach hier, der Bedarf großer Räumlichkeiten für die in nicht unbedeutender Zahl gegründeten neuen Institute, die wenigen Neubauten in den letzten Jahren haben einen Mangel an Wohn- und Geschäftsräumen hervorgerufen, dessen Folge eine ganz enorme Steigerung der Miethen war. Die natürliche Folge mußte eine Steigerung des Grundwerthes sein und rief die Spekulationlust wach. Eine ganz natürliche Folgerung der Steigerung in Grundstücken war die Steigerung des Bodens und die darin stattgefundenen Umsätze haben zu steigenden Preisen einen ganz enormen Umfang angenommen. Es zeichneten sich wiederum hierbei die westlichen Stadtgegenenden ganz besonders aus: die Gegenden zwischen Potsdamer, Brandenburger und Anhalter Thor in der Richtung von Charlottenburg und Schöneberg waren bevorzugt und die Steigerung betrug gegen voriges Jahr 33½ bis 100 Prozent.“

Ueber Art und Wirkung solcher Bodenpreissteigerungen sagte Engel in seinem eisenacher Referat mit Recht: „Der Aktien-Bauverein ‚Thiergarten‘ macht unter dem fünfzehnten Februar 1872 bekannt, daß er von seinem Besitze, dem 6400 Quadratrußen umfassenden Park Birkenwäldchen, etwa 3300 Quadratrußen verkauft und daran bis dato (die Gesellschaft wurde am zwölften Januar 1872 gegründet), also in etwa vier Wochen, einen Gewinn von 330000 Thalern gemacht habe. Die Land- und Baugesellschaft auf Aktien in Lichter-

felbe erfreute die Aktionäre mit der Mittheilung, daß sie von ihrem 1250 Morgen großen, zu 1 775 000 Thalern oder zu 1420 Thalern pro Morgen gekauften Areal 309½ Morgen mit einer Brutto-Advance von 498 733 Thalern verkauft habe. So sind Hunderttausende von Quadratrußen Bauterrain in der Umgegend von Berlin gekauft und wieder verkauft worden, an welchen für die ersten glücklichen Verkäufer viele Millionen von Thalern hängen blieben. Welche solchen Gewinnen äquivalente Arbeit ist hierfür geleistet worden? Welche Nachteile entspringen nicht aus so hohen Zwischengewinnen den künftigen Bewohnern der Häuser, die auf solchen vertheuerten Baustellen erbaut werden? Müßten sie nicht die Verzinsung der jetzt von Wenigen so leicht gewonnenen Millionen auf ihre Schultern nehmen, ohne je wieder davon entlastet zu werden?*

Rückblickend können wir die Zusammenballung von Kapital, die durch die Terrainspekulation der siebenziger Jahre entstand, heute selbst als einen Faktor einsehen, der unsere wirtschaftliche Entwicklung, wenigstens auf dem industriellen Gebiet, in mancher Hinsicht beschleunigt haben mag. Niemand aber wird behaupten, daß bei dem gegenwärtigen Stande unserer Volkswirtschaft eine Kapitalbildung, die so theuer erkauf werden muß wie die durch Bodenspekulation, noch irgendwie erwünscht oder gar nothwendig sein kann.

Ein besonderes Wort muß der Sozialdemokratie gewidmet sein. Nicht nur für ihre äußere, sondern mehr noch für ihre innere Entwicklung bedeutete diese Erfahrung außerordentlich viel. Die berliner Sozialdemokratie war gespalten. In der am achten Juli 1871 von der margischen Richtung einberufenen Versammlung sollte vom Reichstag ein Gesetz gefordert werden, das jede Gemeinde verpflichtete, die ihr Angehörigen ausreichend mit Gemeinbewohnungen zu versorgen. Die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins (lassallische Richtung) erlangten jedoch die Mehrheit und nahmen folgende Erklärung an: „Die von den Einberufern unterbreiteten Vorschläge zur angeblichen Abhilfe der Wohnungsnoth sind reaktionär, denn sie bezwecken nicht nur, das Volk von Berlin zu verleiten, sich an den Reichstag mit Bittschriften zu wenden, obschon dessen reaktionäre Zusammensetzung genügend bekannt ist, sondern es wird auch ein Almosen vom heutigen Staat und den aus dem Dreiklassenwahlsystem zusammengesetzten städtischen Behörden erbeten. Die Versammlung verwirft daher entschieden all dies reaktionäre Gebahren, was nur dazu führen würde, den Arbeitern neue Ochsenkopfslokale zu öffnen. Dagegen fordert die Versammlung alle Arbeiter Berlins auf, dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein beizutreten, damit durch diesen auf dem Wege der Freiheit die Arbeiterfrage und mit ihr selbstverständlich zugleich die Wohnungsfrage gelöst werde.“

Der Führer der lassallischen Richtung, Hasselmann, bekämpfte nachdrücklich auch den Vorschlag, Arbeiterwohnungen außerhalb der Stadt zu errichten. Das Legen der Pferdebahnen nach solchen Wohnun-

gen sei „unmöglich, weil sie außerhalb der Zeit, wo die Arbeiter sie zur Hin- und Rückfahrt zur Arbeit benutzen, unbenutzt bleiben würden.“

Der „Neue Sozialdemokrat“, das Blatt der Cassalleaner, erklärte ausdrücklich jeden Versuch, die Lage der Arbeiter in der bürgerlichen Gesellschaft durch billigere Wohnungen zu verbessern, unter Hinweis auf das „eiserne Lohngesetz“ für aussichtslos. In dem Organ der Marxisten, dem Leipziger „Volkstaat“, erschien eine Reihe von Aufsätzen, als deren Verfasser der später im Genossenschaftswesen thätige Arzt Mülberger sich zu erkennen gab. Im Sinne Proudhons forderte er: „Die Mietwohnung wird abgelöst . . . Statt daß, wie bisher, der bezahlte Mietzins den Tribut darstellt, welchen der Miether dem ewigen Rechte des Kapitalismus bezahlt, wird von dem Tag an, wo die Ablösung der Mietwohnung proklamirt ist, die vom Miether bezahlte, genau geregelte Summe die jährliche Abschlagszahlung für die in seinen Besitz übergegangene Wohnung . . . Die Gesellschaft . . . wandelt sich auf diesem Wege in eine Gesamtheit unabhängiger, freier Besitzer von Wohnungen um.“

Gegen diesen Plan ergriff Marxens Freund Friedrich Engels das Wort zu Aufsätzen, die in der Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie zum reinen Marxismus eine wesentliche Stufe bedeuten. Mülberger hatte geschrieben: „Wir nehmen keinen Anstand, zu behaupten, daß es keinen furchtbareren Hohn auf die ganze Kultur unseres gerühmten Jahrhunderts giebt als die Thatsache, daß in den großen Städten 90 Prozent der Bevölkerung und darüber keine Stätte haben, die sie ihr Eigen nennen können. Der eigentliche Knotenpunkt der sittlichen und Familienexistenz, Haus und Herd, wird vom sozialen Wirbel mit fortgerissen.“ Mit schneidendem Hohn behandelt Engels diese „rührende Deklamation“: „In dieser Jeremiade haben wir den Proudhonismus in seiner ganzen reaktionären Gestalt. Um die moderne revolutionäre Klasse des Proletariates zu schaffen, war es absolut nothwendig, daß die Nabelschnur durchschnitten wurde, die den Arbeiter der Vergangenheit noch an den Grund und Boden knüpfte . . . Und jetzt kommt dieser thränenreiche Proudhonist und jammert, wie über einem großen Rückschritt, über die Austreibung der Arbeiter von Haus und Herd, die gerade die allererste Bedingung ihrer geistigen Emanzipation war.“

Ein Mittel, der Wohnungsnoth abzuheffen, gibt es nach Engels nicht, so lange die soziale Revolution nicht siegreich sei; dann aber kann sie sich sehr einfach gestalten: „Soviel aber ist sicher, daß schon jetzt in den großen Städten hinreichend Wohngebäude vorhanden sind, um bei rationeller Benutzung jeder wirklichen Wohnungsnoth sofort abzuheffen. Dies kann natürlich nur durch Expropriation der heutigen Besitzer, durch Bequartirung ihrer Häuser mit Obdachlosen oder in ihren bisherigen Wohnungen übermäßig zusammengedrängten Arbeitern geschehen. Und sobald das Proletariat die politische Macht erobert hat, wird eine solche, durch das öffentliche Wohl gebotene Maß-

regel eben so leicht ausführbar sein wie andere Expropriationen und Einquartirungen durch den heutigen Staat.*

Besonders wichtig wurden die Ausführungen Engels' über den Staat: „Daß der heutige Staat der Wohnungsplage weder abhelfen kann noch will, ist sonnenklar. Wenn also die einzelnen Kapitalisten die Wohnungsnoth zwar beklagen, aber kaum zu bewegen sind, ihre erschreckendsten Konsequenzen oberflächlich zu vertuschen, so wird der Gesamtkapitalist, der Staat, auch nicht viel mehr thun. Er wird höchstens dafür sorgen, daß der einmal übelich gewordene Grad oberflächlicher Vertuschung überall gleichmäßig durchgeführt wird. Und wir haben gesehen, daß Dies der Fall ist. Aber, kann man einwenden, in Deutschland herrschen die Bourgeois noch nicht, in Deutschland ist der Staat noch eine in gewissem Grade unabhängig über der Gesellschaft schwebende Macht, die eben deshalb die Gesamtinteressen der Gesellschaft repräsentirt und nicht die einer einzelnen Klasse. Ein solcher Staat kann allerdings Manches, was ein Bourgeoisstaat nicht kann; von ihm darf man auch auf sozialem Gebiet ganz andere Dinge erwarten. Das ist die Sprache der Reaktionen. Seit 1836 und namentlich seit 1870 aber geht die Umwälzung der gesellschaftlichen Zustände und damit die Auflösung des alten Staates vor Aller Augen und auf kolossal wachsender Stufenleiter vor sich. Die rasche Entwicklung der Industrie und namentlich des Börsenschwindels hat alle herrschenden Klassen in den Strudel der Spekulation hineingerissen. Die 1870 aus Frankreich importirte Korruption im Großen entwickelt sich mit unerhörter Schnelligkeit. Stroußberg und Vereire ziehen den Hut vor einander. Minister, Generale, Fürsten und Grafen machen in Aktien trotz den geriebensten Börsenjuden; und der Staat erkennt ihre Gleichheit an, indem er die Börsenjuden in Massen baronisirt. Der beste Beweis dafür, daß die Arbeiter vom preußischen Staat zu erwarten haben, liegt in der Verwendung der französischen Milliarden, die der Selbständigkeit der preußischen Staatsmaschine, gegenüber der Gesellschaft, eine neue, kurze Galgenfrist gegeben. Ist auch nur ein Thaler dieser Milliarden verwandt worden, um die auf die Straße geworfenen berliner Arbeiterfamilien unter Dach zu bringen? Im Gegentheil: als der Herbst herangekommen war, ließ der Staat selbst die paar elenden Baracken einreißen, die ihnen im Sommer als Nothdach gedient hatten.“

Als unter dem Sozialistengesetz staatssozialistische Gedanken auch unter den Arbeitern Macht zu gewinnen schienen, ließ die Sozialdemokratie diese Aufsätze neu (Zürich, 1887) erscheinen. Sie war sicher, daß die Erinnerung an die große Enttäuschung der heimkehrenden Krieger 1871 am Leichtesten in den Arbeitermassen das Mißtrauen gegen „diesen“ Staat lebendig erhalten würde.

Und es ist kein Geheimniß, daß revolutionäre Geister heute auf eine ähnlich verhängnißvolle Entwicklung hoffen... Eine Schicksalsstunde für unser Volk!

U d o l f D a m a s c h e .

Selbstanzeigen.

Das fachmännische Zugeständniß; Weiteres zur geocentrischen Feststellung. C. Erich Behrens in Hamburg.

Die öffentliche Diskussion, in der ich mit den Fachastronomen in Angelegenheit der geocentrischen Konsequenz des Sonnenfleckensphänomens stehe, hat auch während des Weltkrieges keine Unterbrechung erfahren und ist neuerdings in ihr kritisches Stadium eingetreten. Darüber berichtet ausführlich meine Schrift. Sie handelt von einem seiner Natur nach bereits entscheidenden Zugeständniß, das mir von der Fachwissenschaft wurde, und von dem Verhalten eines Fachmannes, der in einer von ihm herausgegebenen Astronomischen Monatschrift dieses Zugeständniß auf eine Weise und mit Mitteln zu umgehen sucht, gegen die ich mich wenden muß.

Das Sonnenfleckensphänomen lautet bekanntlich dahin, daß fast alle Sonnensflecke auf einem bestimmt eingeschränkten Gebiet der Sonnennoberfläche entstehen; nämlich fast alle großen Flecke (und Gruppen) auf uns abgewendeter Seite der Sonne und fast alle auf uns zugewendeter Seite entstehenden Flecke auf deren Osthälfte. Diese, auch für die Fachwissenschaft außer jeden Zweifel gestellte, höchst auffallende Erscheinung ist schon in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Sonnenforschern Hofrath Schwabe und Dr. Carl in München, neuerdings von dem kasseler Sonnenforscher Stephani auf photographischem Wege, weiter von der Astronomin Mrs. Maunder festgestellt worden. Ihre geocentrische Konsequenz besteht darin, daß wir, hätte die Erde einen Umlauf um die Sonne, die großen Flecke ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach gerade auf uns zugewendeter, die auf der Erdseite entstehenden Flecken aber, statt beständig auf der Osthälfte der Sonnenscheibe, ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nach das Jahr über auf der Westhälfte entstehen sehen müßten. Da es nicht so ist, besitzen wir im Sonnenfleckensphänomen einen Beweis für die geocentrische Thatsache.

Ich stand über diese Angelegenheit von Herbst 1913 bis Sommer 1914 in einer öffentlichen Kontroverse mit Professor Meißel in Darmstadt. Nachdem mir schon vorher von Geheimrath Seeliger in München brieflich zugestanden worden war, daß die Möglichkeit, das Fleckensphänomen fachmännisch (also heliocentrisch) durch Annahme einer einjährigen Rotationszeit der Sonne zu erklären (was versucht worden war), ausgeschlossen sei, da diese Annahme sich mit der bekannten ungefähr sechsundzwanzigtägigen Oberflächenbewegung der Sonne nicht vereinbaren läßt, war auch Professor Meißel genöthigt, mir das selbe Zugeständniß zu machen. Um aber das Fleckensphänomen doch noch heliocentrisch zu erklären, stellte er die Rothannahme auf, die Sonne „scheine“ verschiedene Schichten mit verschiedenen Rotationszeiten zu besitzen, unter ihnen aber eine Innenschicht von einjähriger Rotationszeit, in welcher die Flecke an bestimmter Stelle ent-

ständen, um an entsprechender Stelle der Oberfläche der Sonne zu erscheinen. Da die Innenschicht eine einjährige Rotationszeit, auch die Erde aber eine einjährige Umlaufszeit um die Sonne haben soll, würde sich also das bestimmte Gebiet, wo die Flecke auf der Sonnenoberfläche entstehen, das Jahr über (mit der Rotation der Innenschicht) immer vor uns her so um die Sonne herum verschieben, daß wir die großen Flecke nie auf uns zugewendeter, die auf der Erdseite entstehenden aber nie auf der Westhälfte der Scheibe entstehen sehen.

Ich hatte (abgesehen von anderen Umständen, die Meißels Nothannahme widerlegen) nun aber in Zeitschriften und zugleich in einer Abhandlung „Auffallende Unstichhaltigkeit des sachmännischen Einwandes“, die im Sommer 1914 bei Georg Müller in München erschien, darauf hingewiesen, daß Meißels Annahme unhaltbar ist, weil die Masse der Sonne ja in einheitlicher Kohäsion steht und weil das Sonneninnere bekanntlich sehr dicht und sehr schwer ist, so daß seine Kohäsionszeit, hätte es eine einjährige Rotationszeit, die bekannte sechs- undzwanzigtägige Umlaufszeit der sehr leichten Oberflächenmaterie der Sonne gänzlich unmöglich machen würde. Darauf wußte Meißel mir nichts mehr zu erwidern, sondern suchte, obgleich von mir dreimal öffentlich aufgefordert, bei dem Gegenstand zu bleiben, die Diskussion nur auf Dinge hinüberzuspielen, die mit ihr nichts zu thun hatten. Dafür wurde mir jedoch von dem Sonnenforscher Professor Epstein brieflich, von Professor Plachmann in einem Aufsatz, den er im „Hochland“ erscheinen ließ, das Zugeständniß, daß Meißels Nothannahme unmöglich sei. Damit aber war die geocentrische Konsequenz des Fleckenphänomens auch für die Fachwissenschaft unvermeidlich geworden. Doch suchte Professor Epstein in dem Aufsatz „Erde und Sonnenfleck“, den er im April 1914 in Plachmanns Monatschrift veröffentlichte, diese Konsequenz noch damit zu entkräften, daß er auf dem Grund von Beobachtungen und Zahlentabellen aus den Jahren von 1900 bis 1910 zu zeigen suchte, an und für sich entstanden auf der Rückseite der Sonne nicht mehr Flecke als auf der uns zugewendeten. Diesen Einwand konnte ich aber, in der Brochure „Professor Plachmann und das Sonnenfleckphänomen“ (Hamburg, Hephästos-Verlag), sofort vernichten; denn das Fleckenphänomen besagt ja gar nicht, daß auf der einen Seite der Sonne mehr Flecke entstehen als auf der anderen, sondern, daß fast alle Flecke auf einem bestimmten Gebiet entstehen: die großen auf abgewendeter Seite, die Erdseiteflecken aber auf der Osthälfte der Scheibe. Epsteins Einwand erwies sich also als ein Mißverständnis; seine drei Tabellen aber bestätigten den Sinn des Fleckenphänomens in willkommener Weise.

Auch dem Astronomen Dr. Krüger, dem Herausgeber der Monatschrift „Sirius“, der schon seit 1912 sich an der öffentlichen Erörterung beteiligt hatte, schickte ich meine Brochure. Im Februarheft seiner Zeitschrift erwähnte er sie zwar, lehnte aber ab, in die Diskussion ihres Inhaltes sich einzulassen: weil ich „unheilbar geistes-

frank" und meine geocentrische Feststellung nur eine „Fixe Idee“ sei. Diese Behauptung aber hatte ich schon 1908 (unter Vorlegung zweier an mich gerichteten Briefe des Geheimrathes Siemerling, die ausdrücklich betonten, die rechtskräftig protokollarische Diagnose, die Siemerling, 1892/93, als Oberarzt der berliner Charité, von meinem Gesundheitsstand gab, laute nur auf eine vorübergehende akute Nervenüberreizung) öffentlich an den Pranger gestellt, den sie verdiente. Ich ersuchte also Herrn Dr. Kriehinger, von mir eine Berichtigung aufzunehmen. Das that er; fügte aber hinzu, dadurch werde an seinem Urtheil über Brochure und Geisteszustand nichts geändert. Ich sandte nun alles Material an Geheimrath Siemerling; und erhielt von ihm die Antwort, daß der Inhalt meiner Brochure „in keiner Weise den Schluß gestatte, der Verfasser leide an einer krankhaften Idee“.

Von Alledem handelt meine neue Schrift. Und sie kommt zu dem Ergebnis: daß wir im Fleckenphänomen jetzt einen unmittelbaren äußeren Beweis für die geocentrische Thatsache besitzen.

Weimar.

Johannes Schlaf.

Zur Neuorientirung der deutschen Kultur nach dem Krieg.

Richtlinien in Gestalt eines Bücherverzeichnisses aus dem Verlag Eugen Diederichs.

Wahlloses Lesen ist Chaos ohne allen Nutzen. Alles tote Wissen ist Ballast. Bildung ist kein Vielwissen, sondern ein organisches Wachsen aus einem Kern heraus; sie kann nur wurzelhaft sein und braucht darum Erdreich. Der Bauer weiß, daß jede Pflanze einen anders gearteten Boden nöthig hat. Man werde sich also über seinen eigenen geistigen Nährboden klar und fange mit einem Interesse für Etwas an, das seinem Wesensgrund Keime zuträgt. Man wird dann finden, daß kein Ding für sich allein „wesentlich“ ist, sondern daß innere Zusammenhänge von ihm aus immer zu weiteren Problemen führen. Aller Muth, einseitig zu sein, lohnt mit der Entdeckerfreude der eigenen Selbstwerdung, alles ernsthafte Streben, über sich selbst hinaus zum Leben mit Anderen zu kommen, führt das Ich zum „Du“ der Seelen, zum Verständniß aller Lebensentwicklung und alles Lebensgeschehens. Name ist dann Schall und Rauch, aber der Wille giebt Ziele. Jeder Mensch hat eine innere Stimme in sich, die der Philosoph „Intuition“, der Religiöse „Gewissen“, der das andere Geschlecht Suchende „Liebe“, der Bücherfreund „Vorliebe“ nennt. Wer aus der Vorliebe zur Liebe beim Bücherkaufen gelangt, Der ist organisch als Mensch gewachsen und zum Bücherläufer in Kultur förberndem Sinn geworden.

... Auch nach dem Krieg werde ich meine nationale Aufgabe nicht in einer Berengung durch Abschluß von anderen Völkern sehen. Auf das Bücherverzeichnis meines Verlages bin ich ein Wenig stolz; und ich zweifle, ob ein englischer oder französischer Verleger jetzt, in der Kriegszeit, Aehnliches ans Licht bringen könnte.

Jena.

Eugen Diederichs.

Handelswünsche.

Die Einrichtungen der Privatwirthschaft, die durch die Organisation des Krieges weggebrängt wurden, müssen nach dem Friedensschluß wiederhergestellt werden. Der deutsche Exporteur will nicht auf den Weltmarkt verzichten. Der Kriegszweck verbietet, dem Feind deutsche Waaren zu verkaufen. Engländer und Franzosen hätten gern Erzeugnisse unserer Chemischen Industrie oder Halbfabrikate des Eisengewerbes gekauft und uns Luxusartikel (über das neutrale Ausland) geschickt. Dadurch würde unser Bestand verringert und der deutsche Verbraucher gezwungen, sich für die ins Ausland verkauften Waaren zu hohem Preis anderswoher Ersatz zu holen. Doch die Ausführverbote sorgen dafür, daß, was dem Lande nöthig ist, im Lande bleibt. Natürlich möchte der Handel aus der Enge wieder in Weite; und auch die Reichsfinanzverwaltung wünscht, wie ich hier schon sagte, zur Besserung der Zahlungsbilanz und zur Kräftigung der Reichsmark eine größere Güterausfuhr. Sie soll einen Ausgleich für die Einfuhr nothwendiger Bedarfsgegenstände schaffen. Im Krieg kommt als Partner nur das neutrale Ausland in Frage; an die Wahrung dieser Möglichkeit ist auch bei den Ausführverboten gedacht worden. Was sich als unzulänglich erwies, soll, durch neue Ordnung der Aufsicht, verbessert werden. Im Reichsamt des Innern waren Prüfungsstellen für Anträge auf Ausfuhrbewilligung eingerichtet. Für die wichtigsten Industrien je eine Instanz, die den Wunsch zu prüfen (Bezeichnung der Waare nach Gattung, Stückzahl, Gewicht, Verpackung, eibestattliche Angaben des Absenders und Empfängers) und das Ergebnis dem Reichsamt zur Entscheidung vorzulegen hatte. Der Weg, den solche Gesuche durchwanderten, war nicht gerade bequem. Die Zahl der Anträge war groß und die Sorge vor schädlicher Entscheidung nicht klein. Wenn ein Beamter, der Verantwortlichkeit fühlt, entscheiden soll, ob wichtige Verbrauchsgüter im Inland bleiben oder ins Ausland gehen, wird er in jedem Fall irgendeines Zweifels gegen die Ausfuhr beschließen. Mancher Antrag, der rasche Erledigung heischte (der Konkurrent ist wachsam), ist erst nach vielen Wochen beschieden worden. Dann war es zu spät und das Ausland erhielt nicht, was es bestellt hatte. Die Handelskammern sahen einen Berg von Beschwerden vor sich. Also mußte eine neue Form für die Erledigung des Exportes gefunden werden. Der Präsident des Kaiserlichen Statistischen Amtes wurde zum „Reichskommissar für Ausfuhr- und Einfuhrbewilligung“ ernannt. Die neue Instanz wird wohl rascher arbeiten, als bisher möglich war. Die deutsche Industrie darf ihren Absatz nicht verlieren; und gerade durch die Lieferungen an das neutrale Ausland können die deutschen Fabrikanten beweisen, daß ihre Leistungen nicht schlechter geworden sind, als sie vor dem Krieg waren. Die londoner City hat abermals beschlossen, Deutschlands Ausfuhr auch im Frieden zu stören, wo es nur möglich sei. Wie England Das machen will, ohne sofort in neuen Krieg zu gleiten (es kann nur die eigenen Küsten durch Zoll-

minen schützen), ist Geheimniß der Citymänner geblieben. Der deutsche Händler aber wünscht, daß ihm die Möglichkeit gewahrt bleibe, auf den neutralen Märkten schon für die Friedenszeit vorzubauen.

Die Monopolgesellschaften, die der Nothstand erzwungen hat, schmälern die Handelsfreiheit. Die Fesseln waren nöthig, weil die Versorgung des Volkes und des Heeres schnell gesichert werden mußte. Die Bedingungen der Kriegswirtschaft stimmen mit den Bedürfnissen der Privatwirtschaft natürlich nicht überein. Wenn die Volkswirtschaft sich dem Kriegsprogramm angepaßt hat, erst dann darf man wieder an die Ansprüche der Privaten denken. Die Budgetkommission des preussischen Abgeordnetenhauses meint, daß jetzt die Möglichkeit nahe, dem Handel aufzuhelfen. Wie lange die Kriegsmonopole den Krieg überdauern werden, ist noch ungewiß. Der Deutsche Handelstag wünscht die „schnellste Wiederherstellung des freien Handelsverkehrs nach dem Krieg“. Einschränkungen sollen nur für die Einfuhr von Rohstoffen gelten, weil dieser wichtige Import so geregelt werden muß, daß nöthige Waaren nicht durch entbehrliche zurückgedrängt werden. Denn die Tonnage, der Schiffsraum, wird knapp sein; ein Theil der Handelsflotte ist versenkt und ein anderer Theil muß erst aus feindlichen und neutralen Häfen befreit werden. Der Handelstag schlägt die Einrichtung von Zweckverbänden vor, die den Einfuhrhandel regeln sollen. Diese Verbände müßten, um Nützliches zu leisten, industriell gegliedert werden. Jede Industrie hat die Menge der ihr nöthigen Rohstoffeinfuhr zu bestimmen. Diese Organisation ist nicht zu entbehren, weil das feindliche Ausland beschloßen hat, der deutschen Industrie die Lieferung von Rohstoffen zu weigern. Solcher Absicht muß der Handel mit wirksamer Waffe begegnen. England, Frankreich, Rußland haben die Rohstoffe, Halbfabrikate und Fertigerzeugnisse, die sie aus Deutschland bezogen, nicht gekauft, um der deutschen Industrie zu helfen, sondern, weil sie nirgends besser und billiger kauften als in Deutschland. Der englische und der französische Exporteur hat den deutschen Kaufmann nie von den russischen Märkten verdrängt. Auch dem Amerikaner ist solcher Versuch stets mißlungen. Die russische Gesamteinfuhr betrug im Jahr 1913 rund 1373 Millionen Rubel. Davon kamen auf das Deutsche Reich 642, auf England 170, auf Frankreich 56, auf die Vereinigten Staaten von Amerika 74 Millionen Rubel. Wenn Rußland seine Grenzen der deutschen Einfuhr sperrt, verliert es die Ausfuhr nach Deutschland (453 Millionen Rubel) und muß Ersatz für die deutschen Waaren suchen. Ist solche Wandlung zu fürchten? Die Ueberpatrioten, zu denen der kluge Industrie- und Handelsmann nicht gehört, hoffen auf die Allmacht der russischen Großindustrie. Finanzminister Barf hat von den „unermeßlichen Reichthümern“ des mächtigen Zarenreiches gesprochen, von den Schätzen, die man nun heben müsse. Dazu aber gehört Geld und Kenntniß. Beides hat man sich aus Deutschland geholt; wären die russischen Eisenbahnen gediehen, wenn die Anleihen nicht beim deutschen Kapital Aufnahme gefunden hätten? Die Franzosen haben für das Strategische, die Deutschen für

das Wirthschaftliche Geld gegeben. Nur die aufblühende Wirthschaft aber, nicht Eroberung, kann dem Rußreich Heil bringen.

Die Mächte des Vierverbandes möchten den Plan eines mitteleuropäischen Wirthschaftsbundes durch einen Zollverein der verbündeten Großmächte überbieten. Den erschwert schon die Lage der Länder. Nur Frankreich und Italien haben gemeinsame Grenzen. Alles Andere ist durch Wasser und Erde von einander getrennt. Deutschland und Oesterreich-Ungarn können sich leichter über Wirthschaftsbedürfnisse verständigen. Oesterreich will seine Valuta bessern und erschwert die Einfuhr einzelner Luxusgüter (Austern, Kaviar, Champagner, süße Schnäpfe, Wein, Spitzen, Stickereien, Sammet, Teppiche, Seide, Schmußfedern, Haararbeiten, Pelzwerk, Klaviere, Gramophone, goldene Uhren). Die Liste ist lang; auch die Ausfuhr des Deutschen Reiches wird davon berührt. Trotzdem läßt sich gegen die Verordnung, die den Bezug solcher Waaren vom Ausland einschränken (nicht verbieten) will, nichts sagen. Die Zahlungsbilanz ist wichtiger als jeder private Wunsch. Auch Deutschland hat ja, als es seinen Devisenhandel ordnete, die Einfuhr von Luxuswaaren, ohne Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn, erschwert. Beide Bundesgenossen wünschen, ihre Geldurse in ein richtigeres Verhältniß zu den Preisen ausländischer Devisen zu bringen, und opfern Nebenbedenken dem Hauptzweck. Daß die deutsche Ausfuhr ins Habsburgerreich stark geblieben ist, zeigt der Abschluß der drei Valutaanleihen. Oesterreich und Ungarn haben bei der deutschen Finanz Marktdarlehen (insgesammt 1000 Millionen) aufgenommen, um sich Guthaben zur Bezahlung ihrer deutschen Waarenrechnungen zu schaffen. Von diesen Geschäften ist weniger gesprochen worden als von der Dollaranleihe, die England und Frankreich in New York aufnahmen, um ihrer Valuta zu nähern, und von der bisher nur ein Theil untergebracht worden ist. Die Wirthschaftsverständigung der mitteleuropäischen Kaiserreiche wird nicht so leicht sein, wie Mancher glaubt, birgt aber Möglichkeiten, die der Ueberwindermühe Lohn verheißen. Eine Vorbedingung des Gelingens ist, daß berechtigtes Selbstgefühl überall geschont und von dem Gesamtplan nicht alltäglich geschwaht wird.

Wer kann heute sagen, wie das Gesicht des Welthandels in fünf Jahren aussehen wird? Die Vorbedingung solcher Wissenschaft wäre: die Erkenntniß, wie lange der Krieg dauern und wie er enden werde. Doch Deutschland darf in Zuversicht erwarten, daß seine Kaufmannschaft, wie seine Wehrmannschaft, jedem Sturm trocken und unter hellem Himmel die alte Anpassungsfähigkeit und Tüchtigkeit bewahren wird. Sie durch Worte zu „beweisen“, ist nutzlos. Ist das Ungewitter endlich verbräut, dann wird sich, in der Werkstatt und auf den Märkten, zeigen, wo die beste Waare wohlfeil zu haben ist. Und nur danach, nicht nach der Zufallsgruppierung im Kampf, wird die vernünftig gewordene Welt Bestellung und Kaufauftrag richten.

L a d o n.

Bilanz per 30. September 1915.

Aktiva.		M.	pf.
Grundstücks-Konto		199 368	89
Gebäude-Konto		829 219	48
Maschinen-Konto		111 101	77
Umschlen-Konto		1	—
Dampfmaschinen-Konto		1	—
Werkzeug- u. Reparaturen-Kto.		1	—
Fuhrwerks-Konto		1	—
Patent-Konto		1	—
Kautions-Konto		12 566	37
Waren-Konto		424 046	88
Konto-Korrent-Konto		452 351	49
Bankier-Guthaben		1 083 821	06
Effekten-Konto		369 826	—
Postcheck- und Kassa-Konto		48 400	30
Konto für Beteiligungen		2 128 352	—
		5 169 008	44
Passiva.		M.	pf.
Aktienkapital-Konto		3 500 000	—
Hypotheken-Konto		89 556	30
Reservefonds-Konto		4 000 000	—
Talonssteuer-Reserve-Konto		35 000	—
Dividenden-Konto		910	—
Kautions-Konto		500	—
Konto-Korrent-Konto		147 536	60
Reingewinn		9 555 110	64
		5 169 008	44

Die auf 15% festgesetzte Dividende wird mit M. 150 gegen Einreichung des Dividendenscheines 1914/15 sofort bei der Commerz- und Disconto-Bank, der Nationalbank für Deutschland und Herrn A. Hirz in Berlin ausbezahlt.
Berlin, den 23. Februar 1916.

Fabrik Isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken (vormals C. J. Vogel Telegraphendraht-Fabrik) Actiengesellschaft.

In den
bayerischen Familien
verfolgt man Stellung
durch die
Woffische
Zeitung
Lehrer SWG, Völlinghause

Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal.-diätet. Heilanstalt. Mit Tochterhaus „Kurbotel Barenberger Hof“ bei Schierke. Wundervolle Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl. Ungeziefererschütz. Pulv. für b. Hemd. 1 M. Paris, Hamburg 36 a.

Rheinisch-Westfälische Boden-Credit-Bank.

Bilanz-Konto am 31. Dezember 1915.

Aktiva.		M.	pf.
Noch nicht einberufene Einzahlung auf Serie E des Aktienkapitals		3 000 000	—
Kassenbestand		195 097	80
Wechselbestand		24 636	84
Reichs-, Staats- und Kommunal-Anleihen (nom. M. 6 726 700. —)		6 113 147	85
Guthaben bei Bankhäusern		1 744 077	18
Darlehen gegen Verpfändung von Effekten		411 291	89
Hypotheken		445 512	25
Am 2. Januar 1916 fällige Zinsen		2 206 945	20
Rückständige Zinsen		400 168	90
Sonstige Debitoren		2 20 495	36
Hypothekarische Darlehensforderungen*)		381 864	07
Bankgebäude Köln		2 000 000	—
Mobilien		100	—
		258 046 745	28
*) hierv. a. 31. Dez. 1915 zur Pfandbriefdeck. voll bestimmt M. 270 101 604 31			
Passiva.		M.	pf.
Aktien-Kapital		20 100 000	—
Gesetzlicher Reservefonds		2 000 000	—
Reservefonds II		1 200 000	—
Pfandbrief-Agio-Reserve-Konto		1 441 574	44
Vorträge auf Zinsen- und Provisions-Konto		335 393	13
Talon- und Wehrsteuer-Reserve		249 870	40
Pfandbriefe 4% M. 270 000 500 —			
im Umlauf: 3 1/2% 27 564 300			
		208 564 800	—
Verloste Stücke		621 790	—
Noch einzulösende Pfandbrief-Coupons einschl. Quote per 1. April 1916		2 856 966	—
Noch nicht abgehobene Dividende		3 742 500	—
Depositen		350 888	24
Kreditoren		31 3 3 89	—
Gewinn z. Verfügung einschl. Vortrag aus 1914		2 085 426	48
		208 564 800	—

Die Dividende pro 1915 beträgt: für vollgezählte Aktien Serie A, B, C u. D M. 70.—, für Interimsscheine Serie E M. 17.50, und gelangt sofort zur Auszahlung in Köln bei unserer Kasse und den bekannten Zahlstellen, in Berlin bei unserer Zweigniederlassung, Französischestr. 63/65, bei der Direction der Disc.-Ges., der Dresdner Bank und der Nationalbank für Deutschland.
Köln, den 24. Februar 1916.

Der Vorstand.

Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

statt
Ladenpreis

Bismarck-Jahrbuch von Horst Kohl. Bd. I—VI. Halbfranzbände	M. 54,— für M. 25,—
Eduard Fuchs , Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Mit etwa 2500 hochinteressanten Abbildungen. 6 Originalbände	M. 165,— für M. 100,—
— Kulturleben der Strafe . Mit vielen Ab- bildungen	M. 10,— für M. 4,50
— Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit . Illustr. 2 Bände u. Ergänzungsband	M. 70,— für M. 55,—
Meyers Großes Konversationslexikon . 6. Aufl. 21 Originalhalbfranzbände. Tadellos	M. 210,— für M. 145,—
Helmoltz Weltgeschichte . II. Aufl. 9 Original- halbfranzbände	M. 112,50 für M. 60,—
Schwarz-Weiss . Ein Buch der zeichnenden Kunst, herausgeg. vom Verbands deutscher Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio. O. Lbd.	M. 4,— für M. 2,—
Kürschner, Josef , Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gäue. Mit 1278 Abbildungen	M. 12,— für M. 7,50
Kretschmer, Alb. , Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert origi- nellen Volkstypen aus allen Gegenden Deutsch- lands, nebst erläuterndem Text	M. 75,— für M. 45,—
Klassischer Bilderschatz . Verlag Bruckmann A.-G. München. Bd. 5—12. Originalbd.	M. 15,— für M. 8,— 8 Bde. M. 120,— für M. 60,—

Die Handzeichnungen der Albertina.

1440 Bl. in 12 Ledermappen.

Komplett statt M. 600,— für **M. 350,—**.

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme
oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag

Leipzig, Königstr. 23.

**Einkauf von wertvollen Werken zu guten Preisen.
Ankauf ganzer Bibliotheken, Seltenheiten, Handzeich-
nungen alter und moderner Meister, Kuriositäten usw.**

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes, vornehmstes Haus, mit allen Annehmlichkeiten, Neuzeitung.

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

heilbewährt bei Katarrhen, Gicht und Zuckerkrankheit

Versand durch Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schl.

WEIN - STUBEN - HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

BERLIN W: POTSDAMER STR. 139

ECKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUEN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

Zucker-

Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Ärzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Geheilte. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Jessen 330 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).

Wagners
Saar-Riesling
Saar-Schaumwein

*Vornehmste deutsche
Schaumwein Spezialität.*

Einzig in seiner Art.

*Aus naturreinen Qualitäts-
weinen der Saar hergestellt.
Leicht, raffig, blumig und außerordentlich
bekömmlich.*

Centralverkaufsstelle: Berlin W 30

Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft) Berlin.

Bilanz für 1915.

Aktiva.		Passiva.	
	M. pf.		M. pf.
Kassen-Bestand	316 026 55	Aktien-Kapital	18 000 000
Wechs.-Best. abzgl. 5% Disk.	1 388 197 70	Gesetzlicher Reserve-Fonds .	4 100 000
Bestand an Wertpapieren:		Reserve-Fonds II	1 200 000
a) Reichs- u. Staatsanl. nom.		Pfandbrief- und Kommunal-	
M. 5 648 400 M. 5 398 850.—		obligationen-Agio-Vortrag .	2 129 228 44
b) Schuldv. eig. Em. nom.		Provisions-Vortrag	850 000
M. 2 193 300 M. 1 856 890.70	7 255 650 70	Talonsteuer-Rücklage	227 800 54
Guthaben bei Bankhäusern	1 830 000 —	Kriegsartikellage	550 000
Kupons-Bestand	15 291 50	Zinsen-Reserven	1 770 672 12
Gekündigte Effekten	3 784 22	Hypothekendarlehen	
Fällig Hypoth.- u. Kommunal-		Kommunalobligationen	31 122 400
darlehens-Zinsen	3 169 381 19	Verloste 5% Hypoth.-Pfandbr.	38 100
Hypoth. Anl. abz. Amortisat.	280 045 009 30	Konto-Korrent-Kreditoren . . .	988 753 73
Komm.-Darlehen abz. Amort.	34 268 141 06	Noch einzulösl. fäll. Pfandbr.	
Konto-Korrent-Debitoren	88 455 05	u. Komm.-Obligat.-Kupons	1 207 027 84
Lombardierte Hypotheken	585 000	Noch nicht abgehobene Div.	5 586
Effekt. d. Beamt.-Pens.-Fonds	401 000	Beamten-Pensions-Fonds . . .	752 447 08
Bankgebäude Dorothienstr. 44	750 000	Beamten-Unterstütz.-Fonds . .	34 876
Inventar	10	Gewinn- und Verlust-Konto . .	1 818 516 23
	340 376 767 76		340 876 707 76

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ durch Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10. Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

Denkt an uns! Sendet
Galem Aleikum Galem Gold
(Habsburgerstück) (Sovjetstück)
Zigaretten. Willkommenste Liebesgabe!



Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10
 3 4 5 6 8 10 Pf.d. Stück.

20 Stück, feldpostmäßig verpackt, **portofrei!**
 30 Stück, feldpostmäßig verpackt, **10 Pf. Porto!**

Verfolgung der Russen bei Wilna
 durch Belawische Reiter!

Oriental Tabak- u. Zigarettenfabr. Venediger, Dresden.
 Inh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M. Kaiserin v. Sachsen.



Trustfrei!



AEG

Metalldraht-Lampe